Kriegserinnerungen

Kriegserinnerungen

eines

Sanitäts-Offiziers der Landwehr.

1870—71.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Kriegserinnerungen

eines

Sanitäts-Offiziers der Landwehr.

1870—71.

Kriegserinnerungen

eines

Sanitäts-Offiziers der Landwehr.

1870—71.

Von

W. v. St.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Inhalt.

Etampes. — Mit französischem Militärzuge nach Orléans. — Im Hôtel Dieu in Orléans. — Unter der Loire-Armee in Blois. — Ich werde für einen Franzosen gehalten. — Einzug einer französischen Batterie in Orléans. — Ein französischer miles gloriosus. — Evakuation in Orléans. — Edle Franzosen. — Der als Franzose verkleidete bayerische Soldat. — Fährlichkeiten auf dem Bahnhofe von Etampes. — Kommune-Aufstand in Paris; versperrter Rückweg. — Vergebliches Harren in Corbeil. — Mißgeschick in Châtillon. — Heimkehrende Militärzüge. — Blêsme, Nancy, Weißenburg. — Absetzung von Verwundeten und Kranken in Hessen, Hannover und endlich in Altona.

Vorwort.

Wenn ich mich entschlossen habe, Kriegserinnerungen aus den Jahren 1870 und 71 zu veröffentlichen, so ist dies nicht etwa geschehen, weil ich meine Erlebnisse für besonders merkwürdig erachte. Im Gegentheile, dieselben sind an sich unbedeutend. Aber, abgesehen von der ewig denkwürdigen Zeit, in welcher sie sich ereigneten, und von dem kriegerischen Hintergrunde, gibt es zwei Gesichtspunkte, unter welchen sie in den Kreisen der deutschen Sanitäts-Offiziere und vielleicht auch in weiteren Kreisen einige Beachtung verdienen dürften. Einerseits nämlich ist die auf den deutsch-französischen Krieg bezügliche Literatur zwar schon ziemlich reich an Mittheilungen persönlicher Erlebnisse aus den Federn von Truppenführern, aber arm an solchen Mittheilungen aus den Kreisen der Sanitäts-Offiziere, und doch lohnt es sich, auch von letzterer Seite einige subjektive Lichter auf das Bild jenes großen Völkerkampfes zu werfen. Entscheidend aber ist für mich ein zweiter Gesichtspunkt gewesen. Mein Dienst während eines großen Theils der Kriegszeit betraf nämlich einen Eisenbahn-Lazarethzug, damals Sanitätszug genannt: eine für unser Heer völlig neue Einrichtung, welche für den nächsten Feldzug in fester, verbesserter Organisation zu noch

umfassenderen Leistungen berufen ist als im letzten Kriege. Es liegt mir jedoch fern, sachliche, auf die zweckmäßige Ausstattung, Zusammensetzung und Führung solcher Lazarethzüge bezügliche Fragen zu erörtern. Dies ist bereits hinlänglich von zahlreichen Aerzten, Ingenieuren und Eisenbahnbeamten — berufenen wie unberufenen — geschehen. Für das deutsche Reich sind jene Fragen zu einem befriedigenden amtlichen Abschlusse gebracht; auch hat auf hygienischen und ähnlichen Ausstellungen in Berlin, Paris, Wien und anderen Städten Jedermann Gelegenheit gehabt, Eisenbahnwagen zu besichtigen, welche zum Transport von Verwundeten im Kriege — mehr oder weniger zweckmäßig — eingerichtet waren. Was ich hier vortrage soll vielmehr nur eine Erzählung persönlicher Erlebnisse und Eindrücke sein zu dem Zweck, ein Bild der äußeren Umstände zu geben, unter welchen der Kriegsdienst auf einem preußischen Lazarethzuge vor länger als 20 Jahren sich abgespielt hat. Ich gebe mich hierbei der Hoffnung hin, daß diese anspruchslosen Mittheilungen meinen jüngeren Kameraden, von welchen mancher berufen werden wird, im nächsten Kriege in einem Lazarethzuge — sei es als Führer, sei es als Assistenzarzt — dem Vaterlande zu dienen, von Nutzen sein werden. Die Vergangenheit ist die Lehrmeisterin der Zukunft!

1893. D. Vf.

I.

Berlin — Lagny — Wiesbaden.

Der gesetzlichen Dienstpflicht im stehenden Heere, in der Reserve und Landwehr hatte ich längst genügt und war als Assistenzarzt der Landwehr — weiter konnte ein Landwehrarzt es damals nicht bringen — aus jedem Militärverhältniß ausgeschieden, als im Sommer 1870 die französische Kriegserklärung erfolgte. Sofort meldete ich mich bei dem stellvertretenden Korps-Generalarzte meiner Provinz zur Dienstleistung im Heere, worauf mir die Wahrnehmung der Stabsarzt-Stelle bei der Ersatzabtheilung eines Feld-Artillerie-Regiments sowie die Leitung der inneren Abtheilung eines Garnison-Lazareths und bald auch die Wahrnehmung der Stabsarzt-Stelle des Ersatz-Bataillons eines Grenadier-Regiments übertragen wurde. Ich hatte ferner täglich eine Stunde theoretischen Unterricht an die zu Lazarethgehülfen auszubildenden Soldaten sämmtlicher Ersatz-Truppen der Garnison zu ertheilen, die eingezogenen Rekruten und Ersatz-Reservisten sowie bald eine Menge von Kriegsge-

fangenen zu impfen und viele Untersuchungen hinsichtlich Brauchbarkeit zum Dienste vorzunehmen. Der Dienst der stellvertretenden Militärbehörden sowie der Kommandeure, Offiziere und Aerzte bei den Ersatztruppen in den heimischen Provinzen während eines Krieges ist sehr mühevoll und verantwortlich. Mit theils unzureichenden, theils ungeübten Kräften sollen sie Rekruten, Ersatz-Reservisten und Pferde ausheben, verpflegen, schleunigst ausbilden, demnächst ausrüsten, nach Bedarf dem vor dem Feinde stehenden Heere nachsenden, für Massen von Kranken und heimgesandten Verwundeten Reserve-Lazarethe einrichten und daneben Kriegsgefangene lagern, verpflegen und bewachen — von der Sorge für Beschaffung des für alle diese Zwecke erforderlichen Materials und für den Ersatz des bei der Feldarmee verloren gegangenen und abgenutzten zu schweigen. Fürwahr, eine für den glücklichen Fortgang der Kriegsoperationen sehr wichtige Thätigkeit, für welche jedoch allein das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung zur Zeit der Gefahr des Vaterlandes entschädigen muß! Denn Niemand achtet auf solche Dienste in unscheinbaren Stellungen; aller Augen sind vielmehr mit Recht auf die Schicksale der Feldarmee gerichtet, bei welcher die Entscheidung liegt. Daß da unter der kleinen Zahl der bei den Ersatztruppen zurückgelassenen felddienstfähigen Offiziere, mit welchen ich in dienstlichem und kameradschaftlichem Verkehr

stand, der Wunsch lebendig war, an jener Entscheidung unmittelbar Theil zu nehmen, wird Jeder verstehen, der preußische Offiziere kennt. Jenes Glück ward denn auch im Laufe des Herbstes Einzelnen aus unserer Mitte, von den Zurückbleibenden hoch beneideten, und im Dezember 1870 auch mir zu Theil. Ich wurde Seitens des Generalstabsarztes der Armee zum Führer und dirigirenden Arzte eines der vom Kriegsministerium erst kürzlich ausgerüsteten Sanitätszüge ernannt. Ein solcher Sanitätszug — heute in der amtlichen Sprache richtiger „Lazarethzug" genannt — ist bekanntlich ein zu einem Lazareth eingerichteter Eisenbahnzug (oder ein auf einem Eisenbahnzuge untergebrachtes Lazareth) mit allem Zubehör zum Transport solcher Verwundeter, welche ohne Gefahr nur liegend transportirt werden können, also im Allgemeinen von Schwerverwundeten, und unter Umständen auch von innerlich Kranken. Durch die musterhafte Kriegs-Sanitätsordnung von 1878 sind die Lazarethzüge unter die Kriegsformationen aufgenommen worden und sollen ein militärisches Personal besitzen von einem Chefarzt (Oberstabsarzt), mehreren Assistenzärzten, einem Rendanten, zahlreichen Lazarethgehülfen, Militär-Krankenwärtern, Trainsoldaten, Köchen u. s. w. Der gesammte Dienst ist in seinen Grundzügen durch Instruktionen zweckmäßig geordnet. Im Jahre 1870 aber war weder von einem geübten und militärisch discipli-

nirten Personal noch von einer höheren Orts vorgeschriebenen Dienstordnung die Rede; es handelte sich vielmehr um rasch ins Leben gerufene Improvisationen. In der ersten Hälfte des Dezembers traf ich in Berlin ein. Im Kriegsministerium fand ich im Vorzimmer des Generalstabsarztes einen namhaften Professor aus G., welcher als Führer eines Sanitätszuges mit letzterem kurz zuvor aus Frankreich eingetroffen war; er schilderte die Schwierigkeiten und Anstrengungen seiner Fahrt als sehr groß und das seitens der freiwilligen Krankenpflege ihm überwiesene Pflegepersonal als unbrauchbar. Der Generalstabsarzt nahm meine Meldung freundlich entgegen und verwies mich wegen näherer Weisungen an einen Oberstabsarzt. Letzterer theilte mir mit, daß mein Zug in Frankfurt a. O. von der dortigen Eisenbahn-Direktion zusammengestellt und seitens des Kriegsministeriums ausgerüstet werde; anderen Mittags solle derselbe auf dem Anhalter Bahnhofe eintreffen. Ein Assistenzarzt werde sich dort bei mir melden, ein zweiter mir von der Evakuations-Kommission in Epernay überwiesen werden. Den Rendanten, den Koch, die Heilgehülfen und Krankenwärter stelle der „Central-Hülfsverein für die Armee im Felde“, einen Schlosser zur Begleitung des Zuges die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn. Sofort nach Ankunft des Zuges solle ich die Führung übernehmen und über Weißenburg nach Epernay fahren, wo ich

von der Evakuations-Kommission weitere Weisungen erhalten werde.

Demgemäß fand ich mich am folgenden Mittage auf dem bezeichneten Bahnhofe ein. Es war trübes, naßkaltes Wetter. Der Zug sollte auf der damals durch die Königgrätzer Straße laufenden Verbindungsbahn von Frankfurt eintreffen, war aber noch nicht angelangt; ich hatte Zeit, in den Wartesälen mich umzuschauen. Hier erregte bald eine Gruppe jüngerer und älterer Männer meine Aufmerksamkeit, welche in mannigfachen Kleidungen in gemüthlicher Unterhaltung, Pfeifen und Cigarren rauchend, hinter Biergläsern saßen und mir den Eindruck reisender Handwerksgesellen machten. Inzwischen näherte sich langsam ein langer Eisenbahnzug. Ein Mann stieg aus demselben, bekleidet mit hohen Stiefeln, einem grauen Schlapphut und einem Offizier-Ueberzieher, welcher sich als vom „Central-Hülfsverein" zum Rendanten des Zuges bestimmt vorstellte. Die Männer aus dem Wartesaale, welche sich inzwischen mit rothbekreuzten weißen Armbinden versehen hatten, gruppirten sich nunmehr plaudernd und rauchend auf dem Bahnsteige, und der Rendant, welcher sich später als ein wackerer und verständiger Friseur- und Barbierherr herausstellte, bezeichnete sie als das vom Central-Hülfsverein für den Zug ausgewählte Pflegepersonal. Es waren 18 Mann, nämlich 4 Heilgehülfen und 14 verschiedenen Handwerken angehörige Berliner Ge-

sellen. Hierzu kam noch ein aus einer Berliner Restauration stammender Koch, dessen rothes gedunsenes Gesicht mir wenig Vertrauen einflößte. Zugleich meldete sich ein einjährig-freiwilliger Unterarzt, welcher sich jedoch erst im 6. Semester seines Studiums befand, als militärischerseits zum Assistenzarzt des Zuges bestimmt. Schließlich ermittelte ich auch den Eisenbahnschlosser in einem älteren, wenig intelligent aussehenden Arbeiter, der eine Schnapsflasche mit sich führte. Als Passagier schloß sich uns ein Stabsarzt der Reserve an, welcher sich ein paar Tage auf Urlaub in Berlin aufgehalten hatte, und nun zu seinem Chef, dem consultirenden Generalarzt Langenbeck, dessen Assistent er war, nach Versailles zurückkehrte.

Ich hieß die Leute antreten, stillschweigen, die Pfeifen weglegen und den Rendanten das von ihm mitgebrachte Personen-Verzeichniß verlesen. Während dessen warf ich prüfende Blicke auf die vor mir stehende, nichts weniger als militärisch aussehende Gruppe, wobei mir die Rekruten-Musterung aus Shakespeare's „Heinrich IV." einfiel und ernste Bedenken aufstiegen hinsichtlich der Befähigung der betreffenden Personen für ihre unter meinem verantwortlichen Befehl zu lösenden schwierigen Aufgaben. Indessen sagte ich mir: im Kriege ist eben Alles anders wie im Frieden; man muß sich zu helfen wissen!

Nach abgehaltenem Namensaufruf ließ ich meine

Mannschaften den Zug besteigen, der sich um 3 Uhr in Bewegung setzte und den ich nunmehr mit dem Assistenzarzte und dem Rendanten einer näheren Besichtigung unterzog. Hinter der Lokomotive lief ein offener Wagen mit Kohlen und etwas Brennholz, welchem zwei Güterwagen folgten: der erste mit Schlosserwerkzeug und einer Lagerstelle für den Schlosser, der andere zur Aufnahme von Wolldecken, Leinenzeug und anderen Gegenständen der Lazareth-Ausrüstung. Es folgte ein heizbarer Wagen mit verschiedenen Abtheilungen, der für zwei große Kasten mit Arzneien, chirurgischen Instrumenten und Verbandgegenständen sowie für den Aufenthalt und die Geschäfte des Rendanten und eines zweiten Assistenzarztes bestimmt war. An diesen schlossen sich 10 Personenwagen 4. Klasse der Hannoverschen Eisenbahn, jeder mit zehn in starken Gummiringen hängenden Tragbahren, je zwei über einander, einem Ofen nebst Kohlenkasten, einem kleinen Klapptisch nebst Schemel und einem Wasserfaß; demnächst ein Küchenwagen mit Kessel, Speisegeschirr und einem zugehörigen Proviantwagen mit vielen Schränken und Fächern, dann wieder 10 Wagen für Verwundete und zum Schluß ein für den Führer und einen Assistenzarzt bestimmter alter Salonwagen. Alle Wagen, mit Ausnahme der dicht hinter dem Kohlenwagen laufenden Gepäckwagen, standen durch eiserne Trittbretter an den Stirnseiten mit einander in Verbindung. Die Gepäck- und vorderen Per-

sonenwagen hatte man in Frankfurt außer mit dem zum Zuge gehörigen Material noch mit einer Menge schwerer Kisten und Lazarethausstattungs-Gegenstände zur Abgabe an ein Reserve-Lazareth-Depot in Epernay gefüllt. Eine Sichtung während der Fahrt erwies sich leider als unthunlich; ich begnügte mich daher damit, eine Anzahl Matratzen und wollener Decken, deren mehrere hundert vorhanden waren, aus den vorderen, mit Material beladenen Personenwagen in einige der hinteren tragen und Lagerstellen für die Mannschaften herrichten zu lassen. Demnächst sorgte ich für die Beköstigung der letzteren. Es war mir in Berlin ausdrücklich untersagt worden, für diesen Zweck während der Hinreise die Vorräthe des Zuges anzugreifen; unsere Beköstigung sollte vielmehr aus den an einzelnen Eisenbahnstationen längs der Etappenstraßen angelegten Militär-Verpflegungsanstalten erfolgen — Bestimmungen, welche sich später als unpraktisch herausstellten und wieder aufgehoben wurden. Auf dem Bahnhofe in Wittenberg ermittelte ich, daß in Halle sich eine solche Verpflegungsanstalt befände, und bat deshalb telegraphisch unter Angabe unserer Kopfzahl den dortigen Etappen-Kommandanten, für Abendessen zu sorgen. Letzteres war denn auch bei unserer Ankunft geschehen, und die Leute fielen in einem von Schnee und Regen durchnäßten Bretterschuppen beim trüben Schein einiger Laternen über Suppe und Butterbrote mit

großem Appetite her. Bald ging es weiter in die Nacht hinein. Ich konnte nun an meine eigene sowie an meines Assistenzarztes und unseres Gastes Unterkunft denken. Unser Wagen erwies sich leider für Winterreisen schlecht geeignet, da er dünne Wände, eine Menge von Fenstern und einen — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — mit einer Anzahl runder Bohrlöcher versehenen Fußboden besaß, durch welche eine eisige Kälte drang. In der Mitte verlief der Länge nach ein Durchgang. Zu beiden Seiten des letzteren befanden sich in der vorderen Hälfte je zwei und zwei sich gegenüberstehende gepolsterte Sitzbänke, in dem Raum hinter letzteren links ein schmaler Tisch, rechts ein zierlicher Ofen. Es folgten in der Mitte rechts und links je ein kleines Kabinet, von welchen das eine mit einer verrosteten aber geräumigen zinnernen Waschschüssel und zwei Gläsern versehen war. Die hinterste Abtheilung enthielt zwei lange, aber sehr schmale Plüschdivans, welche uns als Schlafstätten dienen sollten. Ich nahm einen der jüngeren Wärter als Diener an, ließ unser geringes Gepäck in den Wagen schaffen, Feuer im Ofen anzünden und uns einige neue wollene Decken bringen. Wir erfreuten uns dieser Behaglichkeit, plauderten eine Weile und lagerten uns dann in unsere Mäntel und Decken gehüllt. Am Morgen gelangten wir über Nordhausen nach Göttingen, wo wohlthätige Hände uns dünnen Kaffee ohne Milch, aber mit

Brot darreichten. In Münden, welches im Sommer von dem hochgelegenen Bahnhofe aus einen so malerischen Anblick gewährt, blieben wir wegen Versperrung der Bahn mit anderen Militärzügen Stunden lang liegen. Erst um 11 Uhr Nachts kamen wir nach Frankfurt, wo die Leute beköstigt werden konnten, und am 15. Morgens über Mannheim nach Neustadt a. H., wo eine Anzahl patriotischer Frauen, zum Theil aus den Nachbarorten zu Fuß hingewandert, mit Laternen versehen und in Mäntel gehüllt, in Kälte und Nebel schon vor Tagesanbruch in wahrhaft rührender Weise bereit stand, die durchpassirenden Truppen mit Kaffee und Weißbrot zu erquicken. Mittags passirten wir die damalige französische Grenze und bald darauf den Gaisberg, zu welchem ich ehrfurchtsvoll hinaufschaute, der vielen Tapferen gedenkend, welche dort vor wenigen Monaten ihr Leben für deutsche Ehre geopfert hatten. In Weißenburg wurden mehrere Wagen mit Ersatz-Mannschaften des Hohenzollernschen Füsilier-Regiments, von zwei Offizieren geführt, und ein Wagen einer Telegraphenabtheilung mit unserem Zuge zusammengekoppelt. Abends erreichten wir Zabern, wo wir über Nacht blieben, denn in Feindesland fand Nachts aus naheliegenden Gründen keine Zugbeförderung statt; auch war die nahe Festung Pfalzburg, welche eine Strecke der Eisenbahn mit ihren Geschützen bestreichen konnte, noch in den Händen der Franzosen. Früh um

5 Uhr ging es weiter; wir hatten aber unterwegs so häufigen Aufenthalt, besonders in Avricourt, Lunéville und Nancy, daß wir 12 Stunden gebrauchten, um Commercy zu erreichen, wo wir die Nacht zubringen sollten. Die Mannschaften waren in Militär-Verpflegungsanstalten verpflegt worden. Für uns Aerzte war die dort gebotene Kost noch ungewohnt und wenig einladend; Bahnhofs-Restaurationen aber gab es in Frankreich nicht mehr. Wir sehnten uns daher nach einem leidlichen Mittagessen, und unsere Reisegefährten, die beiden Offiziere, hegten dasselbe Verlangen. Der Unteroffizier der preußischen Landwehr-Wache auf dem Bahnhofe empfahl uns einen Gasthof, in welchem wir den bayerischen Kommandanten und die Offiziere der Besatzung gerade bei Tische treffen würden; es sei aber nicht ungefährlich, dorthin zu gelangen, denn die Bevölkerung sei in großer Aufregung; unsere Bewaffnung, sogar geladene Revolver, erschien ihm nicht ausreichend, da wir uns auf dem langen Wege in der Dunkelheit leicht verirren könnten. Er hieß daher einen Landwehrmann der Wache sein Gewehr laden und uns führen. Wir hatten in der That Mühe, im trüben Winternebel durch dichte Haufen von beschäftigungslosen lärmenden Arbeitern durchzudringen, welche uns mit drohenden haßerfüllten Mienen anblickten. Die kleine Besatzung von Commercy war nämlich durch Abgabe von Mannschaften zum Transport von Kriegsgefangenen

sehr geschwächt worden, was den Einwohnern nicht entgangen war. Sofort hoffte ihre lebhafte Phantasie auf einen Ueberfall von Franctireurs und auf eine kleine sizilianische Vesper, bei welcher mitzuwirken man bereit war. Wir erreichten indessen ohne Zusammenstoß den Gasthof. Auf dem Flur bewachten zwei Landwehrmänner mit geladenen Gewehren das Mittagsmahl der Offiziere, an welchem letztere uns mit großer Liebenswürdigkeit Theil nehmen ließen. Wir brachen dann gemeinschaftlich auf, und es gewährte ein hübsches Bild, wie der korpulente bayerische Major, gravitätisch und doch gemüthlich lächelnd, hinter den beiden „Gewehr über" tragenden Preußen, von denen der eine eine Laterne in der Hand hatte, durch die lärmenden Franzosen mit ihren blauen Blousen, rothen Halstüchern und Zipfelmützen, welche zuweilen von dem Laternenschein magisch beleuchtet wurden, in sein Quartier zurückkehrte. Auch wir holten unsern Landwehrmann aus der Küche, in welcher er sich nicht vergeblich aufgehalten zu haben schien, und kehrten begleitet von dem Geheul der Marseillaise, zum Bahnhofe zurück.

Frühstück gab es am anderen Morgen nicht, wohl aber eine Anweisung des Maire für mich und meine Leute auf ein um 7 Uhr Morgens zu verabreichendes „Diner". Der Anspruch, schon so früh, ohne gefrühstückt zu haben, zu Mittag speisen zu sollen, erschien mir damals noch ungewöhnlich.

Ich vermochte nicht, demselben zu genügen, obwohl das „Diner" der allerbescheidensten Art war; die Berliner zeigten sich aber dieser Aufgabe vollkommen gewachsen. Bald erreichten wir Bar le Duc, wo eine gleiche Aufregung unter den Einwohnern herrschte wie in Commercy, weil die aus einem Bataillon bestehende Garnison 3 Kompagnien zum Transport von Gefangenen abgegeben hatte. Dann rückten wir wegen Ueberfüllung der Bahn mit Militärzügen jeder Art so langsam vor, daß wir am 17. Abends nur bis zu der kleinen verfallenen Festung Vitry le Français gelangten. Hier verließ uns unser liebenswürdiger Reisegefährte, der Stabsarzt, da er eine Gelegenheit fand, schneller über Corbeil nach Versailles zu gelangen als mit unserem Zuge. Ich war ihm sehr dankbar für die Mühe, welche er sich mit chirurgischer Behandlung des in unserem Wagen befindlichen kleinen Ofens gegeben hatte, dessen enges Rohr bald so verstopft war, daß er nach innen nur noch Rauch, aber keine Wärme abgab. Leider waren alle Sondirungen mit dem Säbel vergebens; schließlich verzichteten wir auf das Heizen und zogen es vor, zu frieren statt in dem Rauche zu ersticken.

Das Leben und Treiben auf der Bahnstrecke von Weißenburg bis Lagny, welche damals die einzige Schienenverbindung zwischen der Belagerungs-Armee vor Paris und der Heimath bildete, ist schwer zu beschreiben. Unendliche Züge aus

letzterer mit Landwehr- und Ersatzmannschaften, Pferden, Geschützen, Munition, Proviant, Lazareth-Bedürfnissen u. s. w. schoben sich hinter einander her, lagen auf den Zwischenstationen oft lange fest und begegneten sich mit Zügen, vollgestopft mit gefangenen Franzosen und mit heimkehrenden deutschen Sanitätszügen. Uns waren bereits drei der letzteren begegnet, zwei preußische, von denen einer nach Berlin, der andere nach Breslau bestimmt war, und ein sehr gut eingerichteter württembergischer, welcher nach Mannheim fahren sollte. Jeder Privat-, Personen- und Güterverkehr war eingestellt; es gab auch weder Bahnwärter noch Schaffner, noch optische Telegraphen. Graubemäntelte Patrouillen der Besatzungstruppen suchten die Gleise zwischen den einzelnen Stationen ab, erleichterten sich aber nicht selten ihr saueres Geschäft, indem sie mit Vorliebe als blinde Passagiere einen der ihnen begegnenden Militärzüge benutzten, für deren sichere Fahrt sie sorgen sollten. Wie oft habe ich nicht später solche biedere Landwehrmänner mit „Gewehr ab“ auf den Trittbrettern zwischen meinen Wagen stehend gefunden, welche sich mit verlegener Miene als „auf dem Patrouillengang“ befindlich bei mir meldeten! Das Bremsen besorgte auf meinem Zuge nach Möglichkeit der Eisenbahnschlosser; nur auf einzelnen Strecken wurde ein bärtiger Soldat in Mantel und Mütze aus den Besatzungstruppen von einer Station zur

anderen zu jenem Zweck uns mitgegeben. Einen wüsten und wilden Anblick gewährten die Bahnhöfe, besonders an den größeren und wichtigeren Stationen, z. B. Nancy. Die Warte- und Restaurationsräume waren theils zu Wachtstuben, theils zu Bureauräumen eingerichtet für den Etappen-Kommandanten, einen älteren, im Frieden inaktiven Offizier, der im Geheimen scherzweise auch „Etappen-Onkel" genannt wurde, für seinen Adjutanten und einen als Schreiber fungirenden Gefreiten — meist einen gewandten, federkundigen Landwehrmann aus dem Kaufmanns- oder Subaltern-Beamtenstande, welcher in der geheimen Militärsprache sich der ehrenvollen Bezeichnung: „Etappenseele" zu erfreuen pflegte. Langten wir auf einem solchen Bahnhofe an, so fanden wir die Gleise mit anderen Bahnzügen besetzt, den Bahnsteig und seine Umgebung wimmelnd von Soldaten aller Truppengattungen, welche Proviant empfingen oder verluden, Pferde fütterten und tränkten, mit geladenen Gewehren vor Wagen mit frierenden, rothhosigen Franzosen Posten gefaßt hatten, oder in nassen Schuppen auf Tischen und Bänken, welche aus Brettern und leeren Fässern improvisirt waren, aus nicht immer sauberen Näpfen mit zinnernen Löffeln eine problematische Brühe mit in ihr schwimmenden, schwer zu diagnostizirenden Klumpen schöpften. Daneben wurden Weißbrot und rother Landwein reichlich und in guter Beschaffenheit ver-

abreicht. Durch die Menge bewegten sich mit Revolvern bewaffnete Offiziere, welche Meldungen erstatteten oder Befehle ertheilten, während der Posten vor den Gewehren der Bahnhofswache gleichgültig in das gewohnte Treiben hineinschaute. Ein kalter Nebel bedeckte die kahle Landschaft. Die Umgebung der Bahnhöfe starrte von schmutzigem Schnee, Scherben, Lappen, Papier und allen möglichen und unmöglichen Resten der Beköstigung und des Aufenthaltes der durchpassirenden Soldaten, Gefangenen und Pferde. Oft fiel mir dabei das Wort des Dichters ein: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an."

Auf dem Bahnhofe von Vitry sollten wir die Nacht über liegen bleiben, mit uns mehrere andere Militärzüge; es ging daher dort bunt genug zu. Mir wäre es beinahe schlecht ergangen, wenn nicht der Kriegsgott, welcher mir erst ungünstig war, mich später entschädigt hätte. Ich hatte den Tag über außer etwas Kaffee und Weißbrot nichts genossen und beschloß daher, nachdem ich bei dem Etappen-Kommandanten für die Verpflegung meiner Leute gesorgt hatte, nach der in einiger Entfernung liegenden Stadt zu gehen, um dort in einem Gasthofe meinen Hunger zu stillen. Die Landstraße zur Stadt war still und dunkel; nur kahle Pappeln an den Rändern ließen undeutlich den Weg erkennen, und in der Ferne leuchtete ein trübes rothes Licht, welchem ich mich allmälig näherte.

Plötzlich stolperte ich und stürzte in eine Vertiefung hinab. Zugleich ertönte von oben der Ruf: Wer da? und ein auf mich gerichteter Gewehrlauf blinkte über mir! Diese Lage war keine befriedigende. Zum Glück war ich, abgesehen von einigen Quetschungen, unverletzt geblieben. Nachdem ich mich hinkend aufgerafft und als Sanitäts-Offizier zu erkennen gegeben hatte, nahm der Gewehrlauf eine andere Richtung, und der Träger desselben, welcher sich als Schildwache herausstellte, war sogar so gefällig, mir den Lauf seines Gewehrs hinabzureichen, an dessen Tragriemen ich mich, wenn auch mühsam, an dem gegenüberstehenden verfallenen Mauerwerk emporzog; glücklicherweise ging das Gewehr hierbei nicht los. Es stellte sich alsdann heraus, daß in Vitry zum Schutz gegen einen Ueberfall von Franctireurs, die über einen Festungsgraben zum Thore führende Brücke mit Eintritt der Dunkelheit aufgezogen worden war, und ich, der ich hiervon keine Kenntniß hatte, in den von bröckligen Wänden eingeschlossenen Graben auf einen zusammengewehten Schneehaufen herabgestürzt war. Ich hatte einen Schritt ins Leere gethan, wie ihn später Emin Pascha in Deutsch-Afrika thun sollte, aber mit minder unglücklichem Ausgange. Nachdem ich mit Hülfe des Unteroffiziers der nahen Wache meine Kleider vom Schnee gereinigt hatte, erreichte ich ohne weitere Fährlichkeiten den Gasthof, welchen

er mir als Versammlungsort der Offiziere der Besatzung bezeichnet hatte. Es war damals, soweit es sich um die Verpflegung handelte, eine schöne Zeit für die Offiziere der Etappentruppen in Frankreich, denn sie wurden gewöhnlich auf Gemeindekosten durch den Wirth des besten Gasthofes des Orts beköstigt, mit welchem der Maire einen Vertrag abgeschlossen hatte, und der nach französischer Sitte um 7 Uhr stattfindende Mittagstisch war gut und reichlich — schon um die Sieger bei guter Stimmung zu erhalten. Leider wurde dies angenehme Verhältniß höheren Orts mit Rücksicht auf die von einzelnen Gemeinden erhobenen Klagen später aufgehoben. In Vitry aber tönten mir noch laute und fröhliche Stimmen entgegen, und ich fand mich, als ich die Thür öffnete, aus der Tiefe und Dunkelheit des Festungsgrabens in einen hellerleuchteten Speisesaal versetzt, an dessen wohlbesetzter Tafel wohl 30 Offiziere der verschiedensten Truppentheile in lebhafter Unterhaltung beim Knallen der Champagnerpfropfen mit den letzten Gängen eines anscheinend reichlichen Mahles beschäftigt waren. Welcher Gegensatz gegen meine Lebensgenüsse, seit ich Berlin verlassen hatte! Ich meldete mich bei dem in der Mitte sitzenden Kommandanten, ward von der Gesellschaft freundlich empfangen, mit Speise und Trank versehen, und als zum Schlusse gar ein Reserve-Assistenzarzt sich an ein Klavier setzte und mit frischer Stimme das

damals beliebte Lied: „Herzliebchen mein unterm Rebendach" vortrug, in welches Alle kräftig mit einstimmten, fühlte ich mich, so zu sagen „wie ein Gott in Frankreich". Lange dauerte diese Seligkeit natürlich nicht. Ich erinnerte mich bald an meinen auf dem Bahnhofe stehenden Zug. Auch zwei Dragoner-Offiziere, welche mit Ersatzmannschaften und -Pferden ebenfalls auf dem Bahnhofe zu übernachten hatten, schnallten ihre Revolver um, und wir kehrten gemeinsam in fröhlicher Stimmung dorthin zurück, aber nicht durch den Festungsgraben, sondern über die Zugbrücke, welche der Unteroffizier klirrend herabließ. — Bei Tagesanbruch setzte der Zug sich wieder in Bewegung. Inzwischen hatte eine französische Hand die Freundlichkeit gehabt, die Seitenwand meines Wagens mittelst Kreide mit der Inschrift „Barbares du Nord" zu zieren, was mir viel Vergnügen bereitete.

Leider gelangten wir am 18. nicht weiter als bis Châlons und erst am 19. nach Epernay, wo ich mich bei dem Vorsitzenden der Evakuations-Kommission, einem Oberstlieutenant der Kavallerie, meldete. Ich erhielt den Befehl, am folgenden Tage nach Lagny, der letzten in deutschen Händen befindlichen Eisenbahnstation vor Paris, zur Aufnahme von Verwundeten zu fahren und dann sofort nach Epernay zurückzukehren. In Lagny lagerten nach telegraphischer Mittheilung von dort am 18. Dezember nicht weniger als 1000 Ver-

wundete und Kranke. Den in Berlin mir verheißenen zweiten Assistenzarzt konnte die Evakuations-Kommission mir leider nicht überweisen, weil sie keinen zur Verfügung hatte.

Nach zwei vergeblichen Gängen mit dem Quartierbillet, welches ich für mich und den in Berlin mir zugetheilten Assistenzarzt K. auf der Mairie oder nach der Soldatensprache: der „Meierei", erhalten hatte, und nachdem der erste Quartiergeber uns abgewiesen hatte, weil er nur Soldaten aber nicht Offiziere aufnehmen könne — was richtig schien — der zweite aber erklärt hatte, daß er wohl einen, aber nicht 2 Offiziere aufnehmen könne — was ebenfalls zutreffend schien — fand ich in der Rue Moët in einem kleinen Zimmer mit kolossalem Bett, 2 Stiegen nach dem Hofe hinaus, ein kurzes Unterkommen. Um 12 Uhr ließ mich mein Wirth zum Déjeuner bitten — man wurde nämlich in Epernay mit Verpflegung einquartiert. Der gebildete Herr mit ergrauendem Haar, ein Beamter des Hauses Moët & Chandon, empfing mich sehr höflich; Madame kam aber nicht zum Vorschein. Wir setzten uns an einen Tisch, auf welchem sich eine Schüssel mit Kotelettes und eine Karaffe mit Rothwein befanden. Mein Wirth ließ es sich gut schmecken; nachher war er so freundlich, mich in das Haus des Champagnerfürsten Moët zu führen und die berühmten Champagnerkeller mit ihren Einrichtungen und Vorräthen mir zu zeigen. Ich

hatte jedoch weder Muße noch Stimmung, mich an diesem für friedliche Genußmenschen hochinteressanten Anblick zu erfreuen, verabschiedete mich vielmehr dankend und ging zum Bahnhofe zurück, wo ich so viel zu thun vorfand, daß ich darauf verzichtete, in mein Quartier zurückzukehren und in dem schönen Bett zu schlafen.

Bisher hatte ich jeden längeren Aufenthalt auf einer Bahnstation nach Möglichkeit benutzt, um meine Mannschaften in dem schwierigen Geschäft des Ein- und Ausladens von Verwundeten zu üben. Zu diesem Zweck wurde einer der Leute auf eine Tragbahre gelagert, fest geschnallt und mit derselben auf Kommando in einen Wagen hinein und herausgehoben, was nicht ungefährlich war, wenn die Wagen dicht hinter einander gereiht standen. Auch hatte ich versucht, einige Ordnung in die in den vorderen Wagen durch einander gepackten Kisten, Pakete und Vorräthe zu bringen. Bei Ankunft des Zuges auf einer Station konnte ich jedoch nur ausnahmsweise erfahren, wie lange der Aufenthalt dauern würde, denn es hing dies von telegraphischen Meldungen und Weisungen der nächsten Station ab. Selbst bei längerem Aufenthalte hielten wir entweder auf mittleren Gleisen zwischen hin und her passirenden anderen Zügen, oder wurden hin und her geschoben. Ich durfte daher nicht wagen, Kisten und dergleichen behufs besserer Vertheilung und Ordnung vorübergehend

aus den Wagen heben und auf den Bahnsteig oder ein Nachbargleise setzen zu lassen. Erst in Epernay befreite ich mich mit vieler Mühe von dem nicht zu meinem Zuge gehörenden Frachtgut, und konnte nun das zur Ausrüstung des Zuges gehörende sichten, prüfen und zweckmäßig ordnen. Diese Arbeit, zu der mir einige Trainsoldaten gestellt wurden, zog sich bis tief in die Nacht hinein und nahm besonders unsern Rendanten sehr in Anspruch.

Bei Tagesanbruch erwachte ich vom Heizen der vor meinem Wagen stehenden Lokomotive. Wir fuhren bei bedecktem Himmel durch das kahle, in Friedenszeiten und im Sommer so freundliche Marne-Thal, welchem die Eisenbahn von Bar le Duc ab folgt, über Dormais und Château-Thierry. Von hier nahm ich ein Kommando Württemberger mit, welche von Berlin zurückkehrten, wohin sie Gefangene transportirt hatten, sowie einen Wagen mit „Liebesgaben" aus Frankfurt a. M. Bei Nanteuil, wo 3 Munitions-Kolonnen lagerten, fuhren wir langsam, Schritt vor Schritt, auf der von unseren Pionieren erbauten, eine halbe Stunde langen Feldeisenbahn im Halbkreise um den von den Franzosen gesprengten Eisenbahn-Tunnel herum. Die dicht neben der Bahn liegenden Wagentrümmer eines kürzlich dort entgleisten bayerischen Sanitätszuges blickten uns warnend an. Bei Trilport hinter la Ferté hatten wir längeren Aufenthalt, weil, wie ich erfuhr, auf der nächsten Station

Meaux ein großer Transport von Gefangenen gespeist wurde, was wir abwarten sollten. Schon lange vorher hatte ich meine Mannschaften in 2 Sektionen getheilt, für je 2 Wagen einen Heilgehülfen und einen Wärter bestimmt und die spezielle Leitung der zweiten Sektion, welche die hinteren 10 Wagen umfaßte, dem Assistenzarzte übertragen, während ich neben der Oberleitung des Ganzen speziell die vorderen 10 Wagen übernahm; den ersten derselben bestimmte ich für verwundete Offiziere. Jeder Wagen bekam nunmehr an die äußeren Seitenwände eine mit Kreide geschriebene Nummer von 1 bis 20 und wurde vollständig zur Aufnahme von Verwundeten ausgestattet. Jede der 200 Lagerstellen erhielt eine Matratze nebst Kopfkissen, Laken und Wolldecke. Handtücher, Verbandstücke und die nothwendigsten Geräthe wurden auf die einzelnen Wagen vertheilt, die Kohlenkasten gefüllt, Wasserfässer gereinigt, die Wagenlaternen in Stand gesetzt, Küchengeschirr geputzt und dem Koch wegen der Verpflegung für den morgenden Tag die erforderlichen Weisungen ertheilt. Mit den hiermit verbundenen zahlreichen Geschäften fuhren wir emsig fort, nachdem der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, und als ich, denselben spät Abends von einem Ende zum andern durchwandernd, alle Einzelheiten besichtigte sowie kleinen Mängeln nachhalf, erhielt ich die befriedigende Gewißheit, daß Alles sauber und wohlgeordnet sei und diesen

Eindruck auch meinen künftigen Pflegebefohlenen machen müsse. Erst gegen Mitternacht näherten wir uns langsam unserem Endziel, dem kleinen Bahnhofe von Lagny, umgeben von den Beiwacht-Feuern unendlicher Wagenparks und Trainkolonnen, welche mit Hunderten von Pferden in bitterer Kälte dort lagerten.

Mit einer Laterne bewaffnet — einem für mich unentbehrlich gewordenen Geräth — stolperte ich zwischen Bahnzügen, Schienen, Weichenstangen und Löchern auf den entfernten dunkeln Bahnhof zu, um mich bei dem Etappen-Kommandanten zu melden. Derselbe hatte sich jedoch eben zum Schlafen niedergelegt, und sein Adjutant sich zu gleichem Zwecke in ein leeres Eisenbahncoupee zurückgezogen. Ich verzichtete deshalb darauf, die Herren, welche gewiß den Tag über einen schweren Dienst gehabt hatten, wecken zu lassen. Mein Rückweg war noch schwieriger als der Hinweg, da die Laterne erlosch. Mit Mühe fand ich unter der Unzahl von Eisenbahnwagen, welche die Gleise bedeckten, endlich meinen Zug wieder auf.

Am Morgen traf ich mit dem Chefarzte des Sammel-Lazareths die nöthigen Verabredungen wegen Verladens der Verwundeten, ließ sämmtliche Oefen heizen, die Wasserfässer füllen und in der Küche Feuer anmachen. Nachdem der Zug auf das dem Bahnsteige nächste Gleise gezogen war, wurden in jedem Wagen die an den Stirnseiten

befindlichen schmalen Flügelthüren geöffnet, und das Verladen begann. Es war ein jammervoller Anblick, als an dem trüben eisigen Wintermorgen Bahre auf Bahre uns von den Mannschaften des Lazareths zugetragen und von den meinigen sorgsam in die Wagen gehoben wurde. Aber der Zeitpunkt eignete sich nicht für Betrachtungen und weiche Empfindungen; es galt, rasch und umsichtig zu handeln. Die Verwundeten wurden in ihren Mänteln auf die Hängebahren gelagert, die verwundete Seite dem Innern des Wagens zugekehrt, und Gewehre und Tornister unter die Bahren auf den Boden gelegt, denn der freie Raum war äußerst beschränkt. Da viele Hände zugriffen, war diese Arbeit in einigen Stunden vollendet, und 198 Lagerstellen waren belegt; nur in dem Offizierwagen hatte ich zwei Plätze frei gelassen. Außerdem wurde dem Zuge noch eine große Anzahl leicht Verwundeter und Erkrankter, von einigen Lazarethgehülfen begleitet, in Personenwagen 3. Klasse zum Transport bis Nancy angehängt, so daß ich mit im Ganzen 435 Verwundeten und Kranken den Bahnhof von Lagny um 4 Uhr N.M. mit Einbruch der Dunkelheit verließ. Mein erstes Geschäft war, meine Pflegebefohlenen durch warme Weinsuppe erquicken zu lassen, was jedoch nur allmälig geschah, da die für so viele Personen erforderlichen Mengen in dem verhältnißmäßig kleinen Kessel des Küchenwagens nur nach einander bereitet werden

konnten, und der Transport vom Küchenwagen, obwohl derselbe in der Mitte des Zuges lief, bis in die vorderen und hinteren Wagen durch eine Menge von Thüren hindurch, über glatt gefrorene eiserne Trittbretter hinweg, schwierig war. Gleichzeitig begannen wir mit dem Wechsel der Verbände, zunächst bei denjenigen, deren Wunden seit länger als 24 Stunden nicht verbunden worden waren, denn viele waren erst Abends vorher nach langem Wagentransport auf Landwegen von dem Seine-Uebergange bei Corbeil her in dem überfüllten Sammel-Lazareth von Lagny eingetroffen. Bis 2 Uhr Nachts waren wir ununterbrochen thätig. Das Geschäft war schwierig und zeitraubend bei dem Lichte einer Laterne, welche ein Wärter hielt, bei den Erschütterungen des fahrenden Zuges und dem engen Raume, welcher jeden Verwundeten nur von einer Seite her zugängig machte. Zugleich ließ ich die Leute, soweit es erforderlich war, mit frischer Wäsche und wollenen Strümpfen, sowie zur Nacht mit Reissuppe, Weißbrot und Butter versehen. Auch ließ ich es nicht daran fehlen, ihnen zuzurufen: „Seid zufrieden und fröhlich, es geht der Heimath zu!" Nach und nach sah ich denn auch manches schmerzerfüllte Gesicht sich glätten, und manches Auge zu ruhigem Schlafe sich schließen. Welches Glück, zur Linderung so vielen Schmerzes und Elends beitragen zu dürfen! Endlich streckte ich mich übermüdet auf meine Lager-

bank und versuchte zu schlafen, aber die Kälte ließ es nicht zu. Am Morgen waren Karbolsäure, Waschwasser und Tinte mit Eiskrusten bedeckt. In Epernay erhielt ich von der Evakuations-Kommission eine Summe Geldes zur Besoldung des Begleitpersonals und zugleich die Mittheilung, daß Mittagessen für 435 Mann und das Begleitpersonal bei der Verpflegungs-Station in Bar le Duc bestellt sei; wir würden um 3 Uhr dort eintreffen und 1 ½ Stunden Aufenthalt haben. Ich war sehr erfreut hierüber, da mir damit die schwierige Bereitung und Vertheilung von Mittagessen im Zuge abgenommen war, erfuhr aber eine bittere Enttäuschung. Wir langten nämlich statt um 3 erst um 6 Uhr Abends bei völliger Dunkelheit in Bar le Duc an; für unsere Beköstigung war nichts vorbereitet, und wir sollten nach Bestimmung des Etappen-Kommandanten nur 20 Minuten Aufenthalt haben. Es war dies sehr übel, da die Leute seit dem Frühstück, welches ich während des Halts in Epernay hatte vertheilen lassen, in Erwartung des Mittagessens in Bar le Duc, ohne Nahrung geblieben waren. Glücklicherweise entdeckte ich, daß unser Zug auf einem der Militär-Küche nahen Gleise stand, und daß in derselben eine Anzahl Kessel mit Reissuppe und Speck über einem hellen Feuer hingen, umgeben von Soldatenköchen in Mänteln und Mützen. Sofort sammelte ich eine Anzahl meiner Leute, hieß sie große zinnerne Krüge

ergreifen, welche wir zahlreich mit uns führten, und verlangte den Proviantamt-Beamten zu sprechen, welcher der Verpflegung vorstand. Derselbe war leider nicht anwesend. Aber die Noth drängte, denn unser Zug konnte jede Minute abfahren. Auf mein Geheiß füllten daher die Leute schleunig die Krüge und eilten davon. Erst am Schlusse dieses Ueberfalls erschien der Proviantbeamte und erklärte, daß er sich über meine Eigenmächtigkeit beschweren werde; zunächst müsse ich ihm eine Quittung über die geraubten Speisen ausstellen. Hierzu war ich bereit. Es war jedoch weder Papier noch Tinte und Feder zur Stelle; dagegen setzte mein bei unserem Wortwechsel neben uns stehender Zug so eben sich in Bewegung. Ich begnügte mich daher, meinen Namen nebst Charge zu nennen, und stürzte eiligst in einen der immer schneller vorüberrollenden Wagen. In Folge dieses Vorganges wurde ich, wie ich später erfuhr, angeklagt, mir so und so viele Liter Reissuppe mit Speck eigenmächtig ohne Anweisung des Etappen-Kommandanten angeeignet und sogar eine Quittung über den verübten Raub verweigert zu haben. Der Etappen-Kommandant in Bar le Duc hat damals alle seine Kollegen bis Weißenburg hin telegraphisch ersucht, den Zug behufs meiner Vernehmung anzuhalten. Diese Verfolgung war aber lange vergeblich. Erst als ich einige Wochen später auf der Rückreise nach Epernay abermals Bar le Duc passirte, wo das Proviant-

amt fortgesetzt auf mich als einen Uebelthäter lauerte, ereilte mich das Schicksal. Es ward mir dann übrigens nicht schwer, vor dem Etappen-Kommandanten meine Eigenmächtigkeit mit der Gewalt der Umstände zu entschuldigen. Ich kam mit einem leichten Verweise davon, nachdem ich den erbosten Proviantbeamten durch bereitwillige Ausfertigung einer Quittung über den Empfang großer Mengen Reissuppe mit Speck versöhnt hatte. Am Abend des 22. Dezember aber dachte ich nicht an den Verdruß, welcher mir aus dieser Reissuppe erwachsen sollte, sondern nur daran, verwundeten hungernden Soldaten nahrhafte warme Kost zu verschaffen, und diesen Zweck hatte ich erreicht. Die Leichtverwundeten und Kranken in den am Ende meines Zuges rollenden Personenwagen 3. Klasse zu verpflegen, gehörte nicht zu meinen Dienstobliegenheiten. Ich empfand jedoch großes Mitleid mit den armen Leuten, welche nun länger als 24 Stunden bei grimmiger Kälte in jenen ungeheizten Wagen gesessen und außer dem Frühstück, welches die Evakuations-Kommission in Epernay ihnen am Morgen verabfolgt hatte, keine Kost erhalten hatten. Es glückte mir denn auch, während der Fahrt, indem ich mich an den äußeren Trittbrettern und den Wagenthüren entlang zog, mit Hülfe eines meiner Leute mehrere Flaschen Cognac und eine Menge Zwieback von außen in die Fenster hineinzureichen, wobei ich die in den dunkelen

Wagen sitzenden Lazarethgehülfen und kranken Unteroffiziere für verständige und gerechte Vertheilung verantwortlich machte.

Um 2 Uhr Nachts gelangten wir nach Nancy. Auf dem Bahnhofe war Alles still; einige abgemattete Soldaten kauerten auf den Bänken eines Wartesaales um den warmen Ofen herum. Erst mit Tagesanbruch konnte ich einen Verwundeten dort ausladen, welcher angefangen hatte, zu phantasiren, und konnte die Personenwagen mit den leicht Verwundeten und Kranken abhängen lassen. Ein Thermometer am Stationsgebäude zeigte — 13° C. In meinem nicht heizbaren Wagen mit seinen dünnen Wänden und vielen Fenstern war es vor Kälte nicht auszuhalten. Ich setzte mich daher nach der Abfahrt eine Weile in den Offizierwagen, welcher, wie die übrigen Verwundetenwagen, mit seinen dicken Wänden und kleinen Fenstern, sich gut heizte, auf den einzigen dort vorhandenen Schemel vor das flackernde Ofenfeuer, was mir sehr wohl that, und verband dann mit Hülfe des Heilgehülfen und Wärters sowie eines Offizierburschen erst die Offiziere: Preußen, Bayern und Hessen, demnächst die Leute in den folgenden Wagen. Zum Frühstück ließ ich Kakao mit Zwieback vertheilen, was Allen gut schmeckte. Auf Verpflegungsstationen rechnete ich seit der in Bar le Duc erfahrenen Enttäuschung nicht mehr, sondern ließ Vormittags Rothwein, Weißbrot, Butter und Schinken, Mittags

Fleischbrühe mit Zusatz von Liebig'schem Fleischextrakt, Rindfleisch und Kartoffeln sowie Bier und Cigarren, Abends warme Buchweizengrütze vertheilen, womit denn die Leute mit wenigen Ausnahmen sehr zufrieden waren. Am Abend des 23. erreichten wir Weißenburg, wo ich von der Evakuations-Kommission den Befehl erhielt, die Verwundeten an die Reservelazarethe in Wiesbaden abzuliefern. Rasch fuhren wir weiter in die eisig-kalte Nacht hinein. Ich brachte den größten Theil derselben in den hinteren Wagen mit dem Wechseln von Verbänden zu. Eine Anzahl von Verwundeten hatte über Schmerzen geklagt; es stellte sich heraus, daß sie von Heilgehülfen zu fest verbunden worden waren. Drei Württemberger, die einzigen Nicht-Verwundeten, welche sich in Frankreich als angeblich krank in den Zug eingeschlichen hatten, aber bei näherer Untersuchung sich als Simulanten herausstellten, wollten sich, wie mir gemeldet wurde, unterwegs auf einer Zwischenstation heimlich entfernen. Ich ließ sie, als wir um Mitternacht Mannheim passirten, durch die Bahnhofswache arretiren und übergab sie dem badischen Etappen-Kommandanten, welchen ich angekleidet auf einer Matratze schlafend fand. In Epernay war auch die 9. Lagerstelle im Offizierwagen mit einem Verwundeten belegt worden. Auf der 10. ruhte sanft ein Offizierbursche, der sich übrigens als ein braver, dienstwilliger Schlesier

erwiesen hatte. Ich war nun grausam genug, ihn zu wecken und von seiner Hängebahre herabzuziehen, um mich, in meinen Mantel gewickelt, an seine Stelle zu legen und etwas zu ruhen, wenn auch nicht zu schlafen. Seit lange nicht aus den Kleidern gekommen, mit zerrissenen Uniformstücken und durchnäßten Stiefeln, von Ofenruß geschwärzt, nach Karbolsäure duftend, war ich aufs Aeußerste abgehetzt. Aber ein Strahl warmer Empfindung drang in meinen übermüdeten Kopf, als ich, am 24. Dezember mit Tagesanbruch auf das Trittbrett des Wagens tretend, die wohlbekannten Umrisse des Odenwaldes, mit dem Melibokus in der Mitte, an dem klaren Winterhimmel in der Morgensonne glänzend und scharf sich abheben sah. O Heimath, süße Heimath! Und heute Abend leuchten in Deutschland viele Tausende von Lichtern an den Weihnachtsbäumen! Wie viele Gedanken sind an jenem Tage wohl über Rhein und Vogesen hin und her geflogen!

Um 9 Uhr Vormittags erreichten wir Frankfurt, wo eine Anzahl patriotischer Frauen und Jungfrauen in dankenswerther Weise Kaffee einschenkend und Weißbrot vertheilend von Wagen zu Wagen ging, und um 11 Uhr Wiesbaden, wo zahlreiche Mitglieder eines freiwilligen Sanitätsvereins, telegraphisch benachrichtigt, uns erwarteten. Nun ging es an das Ausladen der Verwundeten, das mehrere Stunden dauerte und Gottlob ohne

Unfall von Statten ging. Die Meisten ließ ich ohne Lagerwechsel auf ihren Hängebahren in die Lazarethe tragen; wer fahren konnte wurde in einen der bereitstehenden Wagen gehoben. Wie athmete ich auf, als ich Alle glücklich in die Lazarethe abgeliefert hatte! Die meisten waren dankbar, und ich bekam beim Scheiden manchen freundlichen Blick und manchen warmen Händedruck. Um 4 Uhr speiste ich mit dem Assistenzarzte, welcher großen Diensteifer gezeigt hatte, im nahen Taunus-Hotel zu Mittag, aber unsere Hoffnung, endlich zur Ruhe zu kommen, ging nicht in Erfüllung. Ich erhielt nämlich von der Linienkommission in Kassel die telegraphische Weisung, sofort den Bahnhof zu räumen, der durch meinen langen Zug versperrt werde, und nach Frankfurt zurückzufahren. Diese Rückfahrt am Weihnachtsabende war wenig erfreulich. Ich lohnte während derselben mehrere meiner Mannschaften ab, welche ihre Entlassung verlangt hatten. Die Strapatzen waren ihnen zu groß, die Verpflegung zu schlecht und die militärische Disziplin zu unbequem gewesen. Uebereinstimmend aber wollten sie das Weihnachtsfest zu Hause mit den Ihrigen verleben, was sie mit Benutzung der Nachtzüge leicht ausführen konnten, da sie auf ihre rothbekreuzten Armbinden hin und mit den von der freiwilligen Krankenpflege ausgestellten Legitimationskarten auf den Eisenbahnen umsonst fahren konnten, meist

sogar in der zweiten Wagenklasse. Ich war froh, Leute dieser Art los zu werden. Den gleichfalls von der freiwilligen Krankenpflege dem Zuge überwiesenen Berliner Restaurations-Koch entließ ich, da er aus den Vorräthen des Zuges sich eine Flasche Cognac angeeignet hatte und beständig betrunken war.

II.

Frankfurt a. M. — Lagny — durch Süddeutschland nach Görlitz.

Nach Ankunft in Frankfurt besorgte ich durch Vermittelung des Etappen-Kommandanten Quartierbillets für die Mannschaften. Ich kam mit dem Assistenzarzte erst im „Nassauer Hofe", später in der „Stadt Paris" unter. War auch das am Weihnachtsabend mir zugewiesene Zimmer eiskalt, da es wegen des schwachen Fremdenverkehrs seit Beginn des Winters niemals geheizt worden war, empfand ich es doch als große Wohlthat, nach zehn Nächten wieder in einem Bett schlafen zu dürfen. Am ersten Weihnachtstage begann ich sofort, den Zug wieder in Stand zu setzen, wozu die Linien-Kommission mir drei Tage bewilligt hatte. Ich ließ die Wagen, deren Inneres nach dem Ausladen der Verwundeten einen überaus wüsten und abschreckenden Anblick bot, nach Entfernung der beschmutzten Wolldecken und Bettwäsche

auskehren und fegen, die Kohlenschlacke aus den Oefen räumen und schließlich die Wagen mit Wasser scheuern. Besonders letzteres Geschäft war lästig und schwierig, weil bei der herrschenden strengen Kälte das über die Fußböden ausgegossene Brunnenwasser sofort gefror. Der gefällige Bahnhofsvorsteher half mir jedoch mit heißem Wasser aus dem Kessel einer Lokomotive. Nachdem die gröbsten Arbeiten verrichtet waren, hieß ich Mittags die Leute in ihre Quartiere gehen und erst anderen Morgens wieder antreten. Mehrere, welche den Dienst auf dem Zuge noch nicht gekündigt hatten, waren über die Zumuthung, am ersten Weihnachtstage drei Stunden arbeiten zu sollen, so entrüstet, daß auch sie ihre Entlassung verlangten, welche ich ihnen auch gern bewilligte. Andere blieben zwar, haben aber, wie ich später erfuhr, durch einen Berliner Turnvorstand bei dem Königlichen Kommissarius für die freiwillige Krankenpflege eine schriftliche Beschwerde über mich eingereicht mit Klagen über schlechte Beköstigung, strenge Behandlung, schweren Dienst und besonders darüber, daß ich sie am ersten Weihnachtstage bei strenger Kälte hatte arbeiten lassen. Diese Beschwerde wurde später von dem Königlichen Kommissarius dem Kriegsministerium „zur Abhülfe" und vom Kriegsministerium mir „zur Aeußerung" zugestellt. Jene Leute, welche mit täglich 2 bis 3 Mark und freier Verpflegung sowie freier Reise auf Eisenbahnen

hoch bezahlt wurden, hatten nicht bedacht, daß ein Krieg auch bei strenger Kälte sowie an Sonntagen fortdauert, und die sich feindlich gegenüberstehenden Heere nicht „blau machen“ wie Handwerksgesellen. Mir gebot die Pflicht, den mir untergebenen, zu den Kriegsformationen gehörenden Zug, nachdem derselbe vorübergehend dienstunfähig geworden, so rasch wie möglich wieder in dienstfähigen Zustand zu setzen, wozu die Zeit von der Linien-Kommission sehr kurz bemessen war. In diesem Sinne berichtete ich an das Kriegsministerium und habe dann von jener Angelegenheit nichts weiter vernommen. Im Uebrigen benutzte ich die Weihnachtstage, um sämmtliche Wagen in Bezug auf Sicherheit und Lauffähigkeit technisch untersuchen zu lassen. In den Aerztewagen ließ ich einen besseren Ofen setzen und den mittleren Durchgang in sämmtlichen Wagen mit langen, schmalen Strohdecken belegen, theils zum Schutz gegen die Kälte des Fußbodens, theils mit Rücksicht auf die Massen von Schmutz und Schnee, welchen die vielen Passanten an ihren Stiefeln von außen hineinschleppten. Gleichzeitig sorgte ich für Umtausch der beschmutzten Wäschestücke und Decken durch die Lazareth-Kommission, für Ergänzung der Vorräthe an Proviant, Verbandstücken, Kohlen und dergleichen sowie für Vervollständigung des sehr geschwächten Begleitpersonals. Durch Vermittelung der mir befreundeten angesehenen Aerzte Varrentrapp

und Bärwindt gelang es denn auch, eine Anzahl Mitglieder eines Frankfurter freiwilligen Sanitätsvereins als Krankenwärter für den Zug anzunehmen. Auch ein früherer kurhessischer Lazarethgehülfe wurde eingestellt, und als Koch ein junger Mann mit schwarzen Locken, der wenigstens als Gehülfe eines Kochs früher beschäftigt gewesen sein wollte. Es war nicht leicht, diese verschiedenartigen Geschäfte, welche mannigfache Verhandlungen erforderten, binnen drei Tagen zu erledigen, zumal der Zug fern vom Bahnhofe nach dem linken Mainufer auf ein todtes Gleise übergeführt worden und wegen des tiefen Schnees schwer zugänglich war. Als am 28. der telegraphische Befehl der Linien-Kommission zur Abfahrt eintraf, blieb noch Manches zu ordnen, aber der Zug war doch wieder dienstfähig, und guten Muths fuhr ich nach Süden ab. Schon in Darmstadt jedoch überreichte mir der Bahnhofsvorsteher ein Telegramm der Linien-Kommission mit dem Befehl, bis auf Weiteres dort liegen zu bleiben. In Folge dessen sorgte ich für unsere Einquartierung. Ich kam zunächst in der Nähe des Bahnhofs in dem sogenannten „Putzzimmer" eines kleinen Gasthofs unter, in welchem der vom Feste her noch aufbewahrte, bunt geschmückte Weihnachtsbaum mir einen melancholischen Eindruck machte. Anderen Tags zog ich in den behaglicheren „Darmstädter Hof". Der Zug war mittlerweile fern vom Bahn-

hofe auf einem von Schneehaufen umgebenen Gleise im freien Felde aufgestellt worden. Zweimal täglich ließ ich die Leute zum Appell antreten, um sie bei Empfang eines Telegramms mit dem Befehl zur Abreise sogleich zur Hand zu haben. Auch unter den in Frankfurt Angenommenen fanden sich faule Elemente. Einen derselben — einen Oesterreicher — mußte ich wegen eines bei seinem Quartiergeber in Darmstadt verübten Diebstahls verhaften lassen; einen Anderen entließ ich, weil seine Kameraden ihn eines in Frankfurt begangenen Diebstahls wollener Decken beschuldigten; ein Dritter verlangte, obwohl er eben erst eingetreten war, wegen angeblicher Kränklichkeit Abschied. Für die Weiterreise mit dem leeren Zuge bestimmte ich je 2 Wagen am Anfange und am Ende desselben zur Behausung der Mannschaften während der Reise, und ließ in jeden Wagen eine Anzahl Matratzen, Laken und wollener Decken bringen, auch die Kohlenkasten behufs Heizung der Oefen füllen, so daß die Leute — die Berliner in den hinteren Wagen, die Frankfurter in den vorderen — recht behaglich untergebracht waren. Die für die übrigen Wagen und Lagerstellen bestimmten Laken und Decken hielt ich, um während der Weiterreise nicht bestohlen zu werden, unter Aufsicht des Verwalters in einigen der nicht benutzten Wagen unter Verschluß. Von den aus Berlin mitgebrachten Vorräthen waren die Kartoffeln mittlerweile sämmtlich

erfroren; ich ließ sie als unbrauchbar wegschütten, wodurch zugleich Raum im Proviantwagen gewonnen wurde. Im Uebrigen übte ich die Leute fleißig im Ein- und Ausladen von Verwundeten, was nicht sehr angenehm war, da wir im tiefen Schnee arbeiten mußten. Eines Tags, als wir hiermit beschäftigt waren, erblickten wir auf der nahen, der Eisenbahn parallel laufenden Landstraße zwei Frauen, begleitet von einer Dienerin mit zwei Kindern und einem Reitknecht, welcher ein von einem Knaben gerittenes Pferdchen führte. Die zwei Frauen lösten sich aus der Gruppe und arbeiteten sich mit hochgeschürzten Kleidern durch den Schnee mühsam auf uns zu. Einer der Frankfurter sagte, die vorderste sei eine Prinzessin. Dieselbe trat auf mich zu und sprach, ohne ihren Namen zu nennen, den Wunsch aus, den Zug zu besichtigen. Ich half den beiden Frauen bei dem schwierigen Geschäft, das hohe Trittbrett vom freien Felde aus dem Schnee heraus zu besteigen und übernahm bereitwillig die Führung. Die erste und offenbar vornehmere betrachtete die innere Einrichtung der Wagen, besonders des Küchenwagens, beim Durchschreiten derselben auf das Genaueste. Ihre Bemerkungen zeugten von Sachkenntniß; ihr Benehmen war einfach, offen und natürlich; wir befanden uns bald in lebhafter Unterhaltung. Schließlich sagte sie: „Ich bin die Prinzessin Ludwig“, worauf ich natürlich, die Hand am

Mützenschirm, eine ehrerbietige Verbeugung machte. Sie fragte, ob ich etwas zur Ausrüstung des Zuges wünsche, und als ich erwiderte, daß ich wollene Kleidungsstücke gern entgegennehmen würde, forderte sie mich auf, solche aus dem Palast des Prinzen Ludwig abholen zu lassen. Letzterer stand damals an der Spitze der hessischen Division im Felde gegen Frankreich. Mich selbst, der ich keinen Mantel trug, fand die hohe Frau zu leicht gekleidet und fragte beim Abschiede, ob ich ein wollenes Hemde trüge. Ich verneinte dies mit dem Bemerken, daß ich hieran nicht gewöhnt sei. Die Prinzessin fand dies sehr unrecht und bemerkte, ihr Vater, Prinz Albert, habe stets ein wollenes Hemde getragen.

Als ich gegen Abend mit einigen meiner Leute, welche leere Körbe trugen, im Palast des Prinzen mich einfand, theilte der dienstthuende Kammerherr mir mit, daß die Prinzessin mich persönlich zu sprechen wünsche. Flügelthüren öffneten sich, und ich fand die hohe Frau mit mehreren Damen und Kindern in einem Saale mit langen Tischen, welche mit Wäschestücken und Verbandgegenständen jeder Art bedeckt waren. Wir geriethen wieder in ein lebhaftes Gespräch, während dessen die Prinzessin mit Hülfe ihrer Frauen mehrere Körbe mit Wäsche füllte und 24 Flaschen Portwein hinzufügen ließ. Mittlerweile spielte ein kleiner Prinz mit dem blanken Helm, welchen ich in der Hand hielt, und

hatte die Gewogenheit zu sagen: „Onkel, gieb mir den Helm!", was mich in einige Verlegenheit setzte. Die Prinzessin lachte und ließ den Kleinen entfernen. Bei der mir erwiesenen Huld klärten sich auch die Anfangs steifen und kalten Gesichter der Hofdamen. Schließlich übergab mir die hohe Frau ein mit rosafarbenen Bändern umwickeltes Päckchen mit den Worten: „Das ist für Sie", und fügte, als ich mich mit herzlichem Danke verabschiedete, noch eine sorgsam in Papier gewickelte Flasche hinzu mit dem Bemerken: „Das ist auch für Sie, es ist Portwein, den meine Mutter aus England geschickt hat."

In mein Quartier zurückgekehrt, fand ich in dem Päckchen ein wollenes Hemd und einen Shawl. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich der Geberin für die mir erwiesene Güte und Fürsorge bis über ihr frühes Grab hinaus ein dankbares Herz bewahrt habe. Das Hemd hat mir vorzügliche Dienste geleistet; die Flasche Portwein habe ich nur sehr allmälig geleert und mit den für den Zug bestimmten Sachen, welche die Prinzessin noch durch eine von einem Diener Abends in mein Quartier gebrachte Sendung von Flanellbinden vermehren ließ, habe ich später in Frankreich manchen frierenden und abgerissenen Soldaten erfreut.

Unsere Rast in Darmstadt zog sich leider länger hin, als ich erwartet hatte. Der Zug war in guter Ordnung, das Personal durchschnittlich von besserer

Beschaffenheit als bei der Abfahrt von Berlin, aber ich wußte die Leute nicht mehr ausreichend zu beschäftigen, und einzelne fingen an liederlich zu werden. Voller Ungeduld telegraphirte ich an die mir vorgesetzten Behörden in Berlin, Kassel, Epernay und Weißenburg mit der Bitte, mich vorrücken zu lassen, aber vergebens, denn die pfälzischen Bahnen waren so überfüllt mit Zügen voll Geschütz und Munition für die Belagerung von Paris, daß für andere Züge kein Platz war.

Noch ein Mal betrat ich das prinzliche Schloß. Ein Kammerdiener hatte mir nämlich gemeldet, dort liege ein verwundeter preußischer Offizier, welcher, als die Prinzessin ihm meinen Namen genannt, den Wunsch geäußert habe, mich zu sprechen: er sei ein Regiments-Kamerad meines Bruders, welcher damals als Batterie-Kommandeur an der Loire stand. Ich fand in einem prächtigen Zimmer, unter der Pflege zweier den höheren Ständen angehörenden Wärterinnen, von allen möglichen Bequemlichkeiten umgeben, einen Lieutenant T., schwer verwundet bei Gravelotte, wo das Regiment große Verluste erlitten hatte. Die Prinzessin hatte ihn aus dem Lazareth in das Schloß bringen lassen, als zu seiner Schußwunde eine Lungenentzündung hinzugetreten war. In einem Nebenzimmer war mit gleicher Fürsorge ein schwer verwundeter preußischer Einjährig-Freiwilliger untergebracht.

An der Wirthstafel des „Darmstädter Hofs“,

in welchem ich sehr gut aufgehoben war, unterhielt ich mich öfters lebhaft mit Dr. Mayo, einem englischen Arzte, welcher der Prinzessin Ludwig nahe stand und das in Darmstadt vom englischen internationalen Hülfsverein errichtete und von mir mit Interesse besichtigte Alice-Hospital leitete. Auf seinen Wunsch nahm ich später einen neuen, rothbekreuzten, sehr elegant ausgestatteten Wagen zum Transport von Verwundeten auf Landwegen als Geschenk des englischen Hülfsvereins mit nach Frankreich, wo ich denselben dem Etappen-Kommandanten in Lagny übergeben habe.

Den Sylvesterabend brachte ich auf Einladung eines angesehenen, mir befreundeten Arztes mit ihm und seiner Gattin im Hause seines Schwagers, eines hessischen Majors a. D., zu. Letzterer war ein sehr unterrichteter Mann mit herzensguten Zügen, welcher lange in Paris gelebt hatte. Voller Dank für die mir erwiesene Güte und Gastfreundschaft kam ich doch in keine behagliche Stimmung, denn meine Gedanken waren in der Heimath, und die Gegenwart eines gefangenen französischen Lieutenants aus dem Elsaß, eines Vetters des Hauses, bei einer deutschen Sylvesterfeier in kleinem Kreise legte mir Zwang auf. Recht vergnügt aber ging es am Neujahrstage beim Mittagstische im „Darmstädter Hofe" zu. Unser Wirth, ein gebildeter, patriotischer Mann, bewirthete beim Nachtische die Gesellschaft, welche außer seinen Angehörigen nur

aus wenigen Personen bestand, mit Schaumwein, und brachte in einer hübschen Trinkrede das Wohl zweier zu den Gästen gehöriger hessischer Reiteroffiziere und das meinige aus.

Erst am 7. Januar traf der sehnlichst erwartete Befehl zum Vorrücken nach Epernay ein. Mit Einbruch der Dunkelheit fuhren wir ab. In Heidelberg wurde auf Anordnung des Bahnhofvorstehers der hinter dem Küchenwagen laufende Proviantwagen eines Schadens an den Achsen halber ausrangirt und zurückbehalten. Ich habe dies der Evakuations-Kommission in Epernay gemeldet und mir viele Mühe gegeben, wieder in seinen Besitz zu gelangen. Aber alle telegraphischen Nachforschungen nach seinem Verbleib waren vergeblich. Ich habe vielmehr bis zum Schluß meiner Fahrten monatelang mich ohne den Wagen behelfen müssen, welcher erst bei der Abrüstung im April in einem Winkel des Güterbahnhofs zu Stettin entdeckt wurde. Morgens erreichten wir Ludwigshafen und Abends Weißenburg, wo der Zug über Nacht rasten sollte. Auf Einladung des Stabsarztes der Evakuations-Kommission, Professor R., besuchte ich das sogenannte deutsche Kasino. In einem von Tabacksrauch erfüllten niedrigen Zimmer des bescheidenen Gasthofs „zum Schwan“ fand ich eine Anzahl Offiziere und Beamte am Biertische in gemüthlicher Unterhaltung versammelt, und zwar mit Ausnahme der Mitglieder der Evakuations-Kommission und

eines Postbeamten, welche Preußen waren, lauter Bayern. Letztere fühlten sich dort schon wie zu Hause, denn in jenen Tagen wurde von den deutschen Staatsmännern an die Annexion des Kreises Weißenburg an die benachbarte bayerische Pfalz und des übrigen Theiles von Elsaß-Lothringen an Preußen gedacht. Am 9. Januar gelangten wir nicht weiter als bis Lunéville und am folgenden Tage nur wenige Meilen weiter nach Blainville. Am 11. wagte ich es, in Nancy, während die Leute in der Militär-Verpflegungsanstalt auf dem Bahnhofe zu Mittag speisten, und nachdem ich mich vergewissert hatte, daß der Zug vor einer Stunde nicht abgehen werde, den mit Recht berühmten Stanislausplatz nebst Umgebung im Innern der Stadt aufzusuchen. Ein solcher Ausflug von einer Zwischenstation war nur ausnahmsweise möglich. Denn wenn wir schließlich auch Stunden und halbe Tage lang an einer solchen Station liegen blieben oder von einem Gleise auf das andere gezogen wurden, mußten wir doch jede Minute auf die Abfahrt des Zuges gefaßt sein. Und zum Einsteigen geläutet wurde nicht! Auf der Weiterfahrt ward der sich wiederholende Anblick der kleinen Bahnhöfe, an welchen wir rasteten, mit ihrer schmutzigen Umgebung und den widerwärtigen Frauenzimmern, welche elenden Kaffee ohne Milch, sauren Wein oder schlechten Cognac und Absinth verkauften, immer ermüdender. Ich schrieb viel, beschäftigte mich

zwischendurch mit der Feuerung des Ofens und übte mich in Geduld. Am 11. gelangten wir nicht weiter als bis Bar le Duc, wo wir länger als 24 Stunden festlagen. Ich war hier genöthigt, einen der freiwilligen Krankenpfleger vom rothen Kreuz, einen Barbiergehülfen, durch die Bahnhofswache verhaften und dem Etappen-Kommandanten zur Bestrafung vorführen zu lassen, weil er mir den Gehorsam verweigert hatte. Der Etappen-Kommandant schickte ihn in Arrest. Seitdem herrschte ein heilsamer Respekt unter seinen Genossen. Während des Harrens in Bar le Duc passirten unendliche Züge mit Granaten an meinem Wagenfenster vorbei. Anderen Tages erreichten wir Epernay, wo ich eine Menge Geschäfte, namentlich Geldabrechnungen, mit der Evakuations-Kommission zu erledigen hatte, und wo mir zu meiner Freude endlich ein zweiter Assistenzarzt in der Person des einjährig-freiwilligen Unterarztes Dr. L. (jetzt Stabsarzt der Reserve im Landwehr-Bezirk II. Münster) überwiesen wurde, welcher mir seitdem die ganze übrige Kriegszeit hindurch bis zur Abrüstung nicht bloß mit unermüdlichem Diensteifer, sondern auch in persönlicher Anhänglichkeit als treuer Kamerad zur Seite gestanden hat. Der Zug wurde von der Evakuations-Kommission wieder nach Lagny dirigirt, welches wir am 14. Abends erreichten. Wir hatten hierzu von Frankfurt ab nicht weniger als 14 Tage gebraucht. Es wurde bestimmt, daß der

Zug erst am 16. beladen und bis dahin, um auf den Gleisen von Lagny Platz für Munitionszüge zu schaffen, weiter in der Richtung auf Paris bis zu der nach Wegnahme des Mont d'Avron zugängig gewordenen kleinen Station Vaire vorgeschoben werden solle. Ich hatte indessen noch Zeit, das sogenannte Offizier-Kasino in Lagny zu besuchen, ein elendes Estaminet neben der von den Franzosen gesprengten Brücke über die Marne, in welchem bayerisches Bier zu hohen Preisen geschenkt wurde. In Vaire befanden wir uns dem Belagerungsgürtel um Paris schon sehr nahe, und Nachts erzitterten unsere Wagen alle paar Minuten von dem Donner der schweren Geschütze, welche den Forts Nogent und Rosny gegenüberstanden.

Da wir bereits vor Ankunft in Lagny den Zug zur Aufnahme von Verwundeten in besten Stand gesetzt hatten, was sich in Folge der gewonnenen Uebung und Erfahrung viel leichter vollzog als bei der ersten Fahrt, beschloß ich den Ruhetag zu einem Besuch unserer Vorposten zu benutzen. Ich wanderte daher mit den beiden Assistenzärzten und meinem Diener, welcher in einer Umhängetasche etwas Frühstück trug, auf der mit verlassenen und von den Mobilgarden zerstörten Landhäusern besetzten öden Landstraße zu der in Trümmern liegenden Bahnstation Chelles, wo sächsische Truppen kantonnirten. Den kürzlich eroberten malerischen Mont d'Avron rechts liegen lassend, passirten wir

dann eine Anzahl Barrikaden und Gräben, mit welchen unsere Truppen die große von Paris kommende Straße versperrt hatten, und dann ein Repli der sächsischen Vorposten. In dem weiter vorwärts liegenden Neuilly, durch welches die mit kleinen Läden und Wirthshäusern besetzte Straße wohl eine halbe Stunde lang sich durchzog, trafen wir keine menschliche Seele. Das freundlich an der Marne gelegene Städtchen war von den Mobilgarden vollständig verwüstet und ausgeplündert worden; kein Fenster war unversehrt, die Thüren erbrochen; was von Geräth vorhanden war, lag zertrümmert durch einander geworfen: Scherben von Geschirr, Spähne von Möbeln und Haufen von beschmutzten Druckschriften, welche jedoch fast ausschließlich in katholischen Gebetbüchern und Lebensgeschichten der Jungfrau von Orleans bestanden. Ein leidlich erhaltenes Exemplar einer solchen, von einem Bischofe verfaßten Biographie nahm ich zum Andenken mit. Der unheimliche Eindruck wurde durch die vollständige Stille in der Stadt erhöht. Von der Mairie hing sonderbarer Weise noch eine französische Fahne herab, und aus dem Fenster eines benachbarten Hauses blickte der Kopf eines Schimmels heraus. Bei näherer Betrachtung zeigte sich, daß die Fahne von Blech und der Pferdekopf von Holz war; letzterer hatte offenbar früher als Wahrzeichen eines Wirthshauses zum „cheval blanc“ über der Hausthüre

geprangt. Auch in der hübschen Kirche lagen Massen von Gebetbüchern, Bildern von Heiligen und von der Jungfrau von Orleans sowie von zertrümmerten Stühlen wirr durch einander. Hinter Neuilly in einem einzelstehenden Gehöft trafen wir die äußersten Vorposten der Sachsen. Die Straße führte von da ab bergan in gerader Linie auf das von den Franzosen besetzte Dorf Nogent zu, dessen Fort auf einer Höhe nahe vor uns lag. Die Sonne hatte inzwischen die Nebel durchbrochen, welche alle Bäume mit dichtem Reif bedeckt und die Aussicht verhüllt hatten. Mit zunehmender Klarheit feuerten die für uns nur an dem Pulverdampf erkennbaren deutschen Batterien rechts und links hinter uns dröhnend Schuß auf Schuß in der Richtung nach dem Fort. Rechts neben letzterem sahen wir, gleichfalls auf einer Höhe, gegenüber dem waldigen Mont d'Avron, welcher unsererseits nicht besetzt war, das Fort Rosny, und gerade vor uns in dem nach den Höhen von Nogent sich hinaufziehenden Gebüsch die rothen Hosen der französischen Vorposten.

Auf der Rückkehr verzehrten wir in Neuilly in einem sauberen Gärtchen mit am Spalier gezogenen Obstbäumen hinter einer Mauer, welche uns vor dem rauhen Winde schützte, unser Frühstück und wanderten dann, erfüllt von den empfangenen Eindrücken, rüstigen Schrittes zurück nach Vaire. Unterwegs begegneten wir dem von zahlreichem Gefolge

begleiteten, hoch zu Roß sitzenden kommandirenden General, Prinzen Georg von Sachsen, bei welchem ich mich meldete. Die Thür des Aerztewagens hatten unsere Mannschaften inzwischen dicht mit Epheu bekränzt, welcher in dem an die kleine Bahnstation stoßenden Walde massenhaft wucherte. In Vaire wurde das Mobiliar des Zuges durch einen kleinen Spiegel, einen kleinen Tisch und mehrere Strohschemel bereichert, welche die Leute unter den Trümmern eines benachbarten, von den Mobilgarden geplünderten Landhauses entdeckt hatten. Zwei Strohschemel nahm ich in den Aerztewagen auf; das Uebrige verwandte ich zur freundlicheren Ausstattung des Offizierwagens. Ein Paar über einander hängende Tragbahren wurden in demselben entfernt, in den gewonnenen freien Raum der Tisch gestellt, zwei kleine Stühle daneben, und an der Wand über dem Tische der Spiegel befestigt. Wir freuten uns über das behagliche Aussehen, welches der Raum hierdurch gewonnen hatte.

Das Einladen der Verwundeten und Kranken in Lagny, wohin der Zug am anderen Morgen zurückgeführt wurde, ging viel rascher und glatter von Statten als das erste Mal. Das Sammel-Lazareth in Lagny wurde gut geleitet, und die frühere Ueberfüllung desselben hatte in Folge der inzwischen stattgehabten Evakuationen durch Sanitätszüge sowie in Folge geringeren Zuströmens von Verwundeten aufgehört. 184 Hängebahren wurden

belegt, und zwar mit 110 Norddeutschen, 34 Bayern, 29 Württembergern, einigen Sachsen und Hessen, sowie 3 Franzosen. Gegen Mittag fuhren wir ab. Auch der Dienst gestaltete sich viel leichter als bei der ersten Fahrt, denn das Wetter war milder geworden, und der Zug besaß jetzt statt eines Assistenzarztes deren zwei; auch waren unter den mir Uebergebenen nur 100 Verwundete, und diese waren bereits vor der Uebergabe am Morgen in Lagny verbunden und beköstigt worden; die Uebrigen waren chronisch Kranke oder schwache Rekonvalescenten. Nichts destoweniger blieb der Dienst sehr anstrengend. Außer der Leitung der ärztlichen Behandlung der Verwundeten und Kranken nahm die Sorge für ihre Verpflegung mich unausgesetzt in Anspruch. Meldungen und Anfragen drängten sich bei Tage und bei Nacht, und auf jeder Haltestation hatte ich mit dem Etappen-Kommandanten dienstlich zu verhandeln. Mußte Letzteres bei Nacht geschehen, so fand ich beim Verlassen meines Wagens fast jedes Mal den in Frankfurt angenommenen Koch, der eine große Anhänglichkeit an mich gewonnen hatte, mit einer Laterne neben dem Wagen stehen. Ohne jemals dazu befohlen zu sein, leuchtete er mir durch die Dunkelheit über unbekannte glatte Schienengleise, tückische Weichenstangen und niedrig laufende Drähte bis zum Etappen-Kommando im Stationsgebäude, vor dessen Thür er zu meiner Rückbegleitung wartete,

und hat mich dadurch mehr wie ein Mal vor schweren Unfällen bewahrt. In Epernay wäre ich sicher ohne ihn und seine Laterne des Nachts in eine zwischen den Schienen befindliche, zur Aufnahme der Kohlenschlacke aus Lokomotiven bestimmte gemauerte Grube gestürzt. In Vitry nahm ich auf Wunsch des Etappen-Kommandanten zwei Wagen mit gefangenen Franzosen, begleitet von 6 bayerischen Landwehrmännern, zum Transport nach Deutschland mit, sowie zu gleichem Zweck einen Wagen, in welchem sich Diener und Pferd eines an der Loire gefallenen preußischen Offiziers befanden. Der Soldat fütterte und pflegte das Thier auf das Treueste; es stimmte mich jedes Mal trübe, wenn ich beim Vorübergehen ihn und das herrenlose Pferd erblickte. Am Abend des 19. Januar erreichten wir Weißenburg, wo ich den Befehl erhielt, die Bayern und Württemberger in Würzburg abzugeben und mit dem Rest meiner Pflegebefohlenen über Hof, Leipzig und Dresden nach Görlitz zu fahren. Als ich an maßgebender Stelle darauf aufmerksam machte, daß mein Proviant für eine so lange Reise nicht ausreichen werde, und ich auch nur noch 25 Rthlr. baares Geld besitze, erhielt ich eine Antwort, wie sie im Kriege häufig ertheilt wird, nämlich: „Sehen Sie zu, wie Sie hinkommen, und handeln Sie den Umständen gemäß"! Zuerst stutzte ich über die Unbestimmtheit dieser Instruktion; bald aber über-

zeugte ich mich von ihrer hohen Weisheit und reiste guten Muths weiter. Ging es doch nach Deutschland! An den größeren Stationen, an welchen wir etwas länger anhielten, z. B. in Darmstadt, wo ich einige Hessen absetzte, wurden wir denn auch durch patriotische Hülfsvereine rasch und reichlich beköstigt; besonders das lang entbehrte Bier mundete den aus dem Kriege Zurückkehrenden trefflich. In Aschaffenburg erwartete uns ein solcher Hülfsverein mit einem guten Mittagessen. Vor demselben benutzte ich den längeren Aufenthalt, um die gefangenen Franzosen antreten zu lassen, um welche ich mich bisher wenig hatte kümmern können. Beim Namensaufruf, welchen ich mit der vom Etappen-Kommandanten in Vitry mir übergebenen Liste in der Hand abhielt, und auf den Jeder mit dem Rufe: „présent“ antwortete, entdeckte ich zu meiner Ueberraschung, daß es statt 34, welche auf der Liste verzeichnet standen, deren 35 waren. Woher der 35. stammte, blieb unaufgeklärt; vermuthlich war er auf der Liste in der Eile vergessen worden. Den Franzosen, welche übrigens mit heiteren Gesichtern in die Gefangenschaft reisten, machte dies viel Vergnügen, und als ich schließlich mit Gambetta'scher Rhetorik ihnen mittheilte, daß ich sie zwar nicht zum Siege aber zum Mittagessen führen würde, riefen die armen Teufel begeistert: „Vive Monsieur le Major!“ Leider verfehlten einer der Assistenzärzte und der Rendant die Ab-

fahrt des Zuges, welchen sie erst am folgenden Tage mittelst eines Schnellzuges wieder einholten. In Würzburg traf ich Abends auf der Etappen-Kommandantur und am Stammtische der Bahnhofs-Restauration finstere Gesichter und erhielt kurze Antworten. Später erfuhr ich, daß die preußische Uniform in jenen Kreisen in Erinnerung an 1866 nicht beliebt sei. Der Etappen-Kommandant nahm mir, weil die Lazarethe dort überfüllt seien, der Bestimmung der Evakuations-Kommission in Weißenburg zuwider, nur die Württemberger ab und verwies mich wegen der Bayern an den Etappen-Kommandanten in Hof. Bei der Weiterfahrt blieben wir beim Passiren des Gebirges im Schnee stecken, und es dauerte lange, bis auf telegraphischen Hülferuf eine Lokomotive erschien, welche hinten nachschob und unter Mitschieben des gesammten Zugpersonals uns wieder frei machen half. Am 20. erreichten wir Hof, wo wir die bayerischen Verwundeten und Kranken ohne Unfall ausluden, am folgenden Tage Leipzig, wo ich die französischen Gefangenen dem Etappen-Kommandanten übergab, welcher sie nach Stralsund weiterbeförderte, und am 22. Morgens mit den preußischen, sächsischen und französischen Verwundeten unser Endziel G ö r l i t z.

Bereits in Wiesbaden hatte ich wahrgenommen, daß eine längere Rast meines Zuges dem Bahnstations-Vorsteher unangenehm war, weil der Zug vermöge seiner Länge die Benutzung der Bahnhofs-

gleise behinderte. Dieselbe Erfahrung habe ich später wiederholt gemacht. Nirgends aber ist mir die Unzufriedenheit jener Beamten in einer, ich darf wohl sagen, so ungezogenen Weise geäußert worden wie in Görlitz. Denn als ich nach fast sechstägiger Reise, bei schwerem Dienste Tag und Nacht, übermüdet bei Tagesanbruch den Bahnsteig betrat, kam mir ein mit einer rothen Mütze bekleideter Bahn-Beamter mit den Worten entgegen: „Wann reisen Sie wieder ab"? Ich war innerlich empört über dies Willkommen, nahm mich aber zusammen und beschränkte mich auf die Antwort, er möge wenigstens erlauben, daß ich vor meiner Abreise die Verwundeten und Kranken auslade. Letzteres Geschäft ging rasch und glücklich von Statten, da die Militärbehörden für Träger, Bahren und Fuhrwerke reichlich gesorgt hatten. Meine Verantwortung war nun zu Ende, eine schwere Last mir abgenommen! Mein nächstes Geschäft war die telegraphische Bitte an die Linien-Kommission, mir zur Wiederinstandsetzung des Zuges drei Tage Rast zu gewähren. Die Bahnhofsverwaltung protestirte hiergegen. Telegramme flogen hin und her. Schließlich trat zu meiner Genugthuung die Linien-Kommission auf meine Seite, denn Abends um 10 Uhr bestimmte dieselbe: „Der Zug bleibt in Görlitz, bis Zug und Führer fertig sind". Inzwischen hatte ich meine Wagen der Bewachung des Etappen-Kommandanten übergeben, für Einquartierung und Beköstigung der

Mannschaften gesorgt, mit den beiden Assistenzärzten in einem Gasthofe zu Mittag gespeist und dann in meinem Quartier im „Rheinischen Hofe" dem lang entbehrten süßen Schlafe sowie am anderen Morgen einem verschwenderischen Gebrauche von Waschwasser und Seife mich hingegeben. Dann ging es, wie in Frankfurt a. M., an den Umtausch der beschmutzten Laken, Handtücher und Decken bei der Königlichen Lazareth-Kommission gegen neue, die Reinigung der Oefen, Wagen, Laternen, Küchengeschirre, die Ergänzung der Verbandstücke und den Ankauf von etwas Holz zum Anheizen der Oefen. Die inzwischen willfährig gewordene Bahnverwaltung ließ sämmtliche Wagen untersuchen, ausbessern, sowie zerbrochene Fensterscheiben, Laternen und schadhafte Thürschlösser wieder in Stand setzen. Hierbei erfuhr die Einrichtung des Aerztewagens eine wesentliche Verbesserung durch Wegnahme einiger Polsterbänke, wodurch Platz für einen zweiten Tisch und für Aufstellung des Arzeneikastens gewonnen wurde, welcher bis dahin, für die Aerzte schwer zugänglich, in dem Wagen des Verwalters gestanden hatte. Außer der Leitung dieser Geschäfte fielen mir Meldungen bei Militärbehörden, mündliche Verhandlungen mit denselben, dienstliche Berichte, Ordnung des Rechnungswesens, Ausstellung von Quittungen und Zahlung der Besoldungen an das Personal zu. Der Zug war, in mehrere Abtheilungen getrennt, an entlegenen Stellen des

geräumigen Bahnhofs aufgestellt worden. Ich war daher genöthigt, um an die Wagen zu gelangen, längs der Gleise und quer über dieselben zu gehen. Bei einem solchen Gange wäre ich auf ein Haar von einer einzelnen Lokomotive übergefahren worden, deren eiliges Herankommen in meinem Rücken ich nicht bemerkt hatte. Im letzten Moment gelang es mir jedoch durch einen Seitensprung dem Verderben zu entgehen. Noch heute sehe ich die bleichen Gesichter, mit welchen die beiden auf der Lokomotive stehenden Männer nach dem raschen Vorbeifahren zu mir zurückblickten. Am dritten Tage konnte ich der Linien-Kommission melden, daß der Zug zur Abfahrt bereit sei, und am 28. wurde ich früh durch eine Ordonnanz des Etappen-Kommandanten mit dem telegraphischen Befehl zur Abfahrt um $8^1/_2$ Uhr Morgens geweckt. Ich ließ sogleich meine Leute aus ihren Quartieren zusammenrufen. Zur bestimmten Zeit waren alle bei dem Zuge versammelt. Da stellte sich heraus, daß für letzteren keine Lokomotive zur Verfügung stand. Erst um 11 Uhr Abends, nachdem wir den ganzen Tag wartend auf dem Bahnhofe zugebracht hatten, fuhren wir über Dresden, Riesa, Leipzig, Hof wieder nach Frankreich ab.

III.

Vor Belfort. — Nach Thüringen.

Hinter Lichtenfels war der Zug in Gefahr zu verunglücken, weil der offene Kohlenwagen mehrere wichtige Schrauben verloren hatte; der Schaden wurde aber noch rechtzeitig entdeckt und konnte in Schweinfurt ausgebessert werden. Am folgenden Sonntage Vormittags theilte mir der Vorsteher der Station Mergentheim, welche festlich geflaggt hatte, die eben telegraphisch eingegangene Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande und der bevorstehenden Besetzung der Forts von Paris mit. Noch ist mir die hohe Freude und das stolze Gefühl in lebhaftem Andenken, welche mich bei jener Nachricht erfüllten. Ich ließ sofort meine Mannschaften antreten, las ihnen die große Botschaft vor und brachte zum ersten Male ein Hoch auf den deutschen Kaiser aus, in welches alle jubelnd miteinstimmten. Abends beschaute ich in Aschaffenburg, wo wir zwei Stunden Aufenthalt hatten, die festliche Beleuchtung der Häuser, die deutschen und bayerischen Fahnen in den Straßen, den Aufmarsch der freiwilligen Feuerwehr mit Fackelzug und das bunte Treiben auf den Straßen der alterthümlichen Stadt, welches bei dem milden Wetter interessante Bilder in Menge bot. Ein Fäßchen vortrefflichen Bieres, welches ich kaufte, hat später in Frankreich manchen Verwundeten mit seinem

Inhalte erquickt. Am 30. Januar um 10 Uhr Abends erreichten wir Weißenburg. Der Zug war jetzt in guter Ordnung. Die Qualität des Wärterpersonals hatte sich sehr gebessert, seitdem manche unbrauchbare oder unsaubere Elemente theils freiwillig ausgeschieden, theils von mir entlassen waren. Militärische Disciplin hielt die Leute in Schranken, und die Mehrzahl hatte Anhänglichkeit an mich und an den Zug gewonnen, mit dessen Aufgaben sie vertraut geworden war. Ich selbst war mit dem Unterkommen in meinem Wagen, welchen ich mit dem Assistenzarzt K. theilte, in Folge der in Görlitz vorgenommenen Verbesserungen zufrieden. Der kleine Ofen heizte, so lange das Feuer in ihm brannte, den vorderen Theil des Wagens genügend. In unserem Schlafgemach im hinteren Theil aber froren wir Nachts, so bald der Ofen erkaltet war, erbärmlich. Der zweite Assistenzarzt war in dem weniger luftigen Wagen des Rendanten am anderen Ende des Zuges gut untergebracht, wo sich den Tag über auch sein Kamerad aufzuhalten pflegte, und mir blieb Zeit genug, schriftliche Geschäfte zu erledigen, soweit das starke Schütteln meines Wagens es gestattete, welchen ich aus überwiegenden Gründen gewöhnlich am Ende des Zuges laufen ließ, und nicht, wie die neue Kriegs-Sanitätsordnung es vorschreibt, in der Mitte. Die verhältnißmäßige Ruhe der Reise erreichte indessen schon in Weißenburg ihr Ende. Lieutenant K. vom rheinischen

Landwehr-Regiment Nr. 68, ein liebenswürdiger Offizier, mit welchem ich schon öfter dienstlich verkehrt hatte, überbrachte mir Abends den Befehl der Evakuations-Kommission, am anderen Vormittage nach Mülhausen zu fahren behufs Evakuation von Verwundeten des Werder'schen Korps und der vor Belfort liegenden Belagerungstruppen. Diese Evakuation war bisher hauptsächlich durch badische Eisenbahnwagen besorgt worden, welche nur auf der kurzen Strecke zwischen Mülhausen und Karlsruhe verkehrten und für weitere Transporte nicht eingerichtet waren. Ich sollte im Besonderen preußische Verwundete, welche bis dahin die badischen Lazarethe angefüllt hatten, ihren Heimathsbezirken näher bringen. Wir waren alle erfreut, ein Mal eine andere Eisenbahnstrecke befahren zu sollen als die uns bereits wohlbekannt gewordene von Weißenburg nach Lagny. Indessen kam ich insofern in Verlegenheit, als von der vorgeschriebenen Ergänzung der Vorräthe des Zuges in Epernay Abstand genommen werden mußte, da diese Etappe nicht am Wege nach Mülhausen lag. Ich half mir aber in dieser Beziehung nach Möglichkeit mit Hülfe der Evakuations-Kommission in Weißenburg und eines Johanniterritters, welcher besonders Cigarren spendete und so freundlich war, mich persönlich mit einem Dutzend guter Havannas zu bedenken.

Anderen Morgens ging es rasch an die Be-

legung der Hängebahren und Matratzen mit Laken und Decken, an das Füllen der Kohlenkasten, Instandsetzung der Laternen, Vertheilung von Handtüchern, Seife, Verbandstücken u. s. w. Um 11 Uhr fuhren wir ab, machten einen kurzen Halt in Straßburg auf dem Güterbahnhofe neben den zerschossenen Wällen und den verlassenen Batterieständen unserer Belagerungs-Artillerie und fuhren dann auf der malerischen, längs der Vogesen laufenden Bahn über Kolmar nach Mülhausen, in beiden Städten vor der Einfahrt in die Bahnhöfe von der hinter Zäunen und Mauern versteckten Straßenjugend mit dem Rufe: „vive la France!" begrüßt. Mir schlug das Herz höher beim Anblick des Straßburger Münsters sowie bei dem Gedanken, daß dies altdeutsche Land endlich wieder unser war, und die schreienden Jungen preußische Soldaten werden würden. In Mülhausen verständigte ich mich sofort mit dem sehr entgegenkommenden Adjutanten der badischen Etappen-Kommandantur, auf welcher man über das Erscheinen des Zuges erfreut war, dahin, daß am anderen Morgen ein Theil desselben bis Dammerkirch, der letzten in deutschen Händen befindlichen Eisenbahnstation östlich von Belfort, ein anderer Theil über Lutterbach in nordwestlicher Richtung nach Sennheim bei Belfort vorrücken, der dritte Theil aber in Mülhausen verbleiben solle. Die Etappen-Kommandanten in Dammerkirch und Sennheim wurden sofort tele-

graphisch aufgefordert, die transportfähigen Verwundeten aus den dortigen und den umliegenden Lazarethen am folgenden Morgen an die betreffenden Bahnhöfe bringen zu lassen. Demzufolge schickte ich am 1. Februar den Assistenzarzt K. mit 4 Wagen über Lutterbach nach Sennheim, ließ den Assistenzarzt Dr. L. mit 6 Wagen in Mülhausen zur Aufnahme von Verwundeten aus den dortigen Lazarethen zurück, und fuhr selbst mit 10 Wagen bei kaltem, aber sonnigem Wetter durch das schöne Illthal über Altkirch auf das sogenannte Loch von Belfort zu, nach Dammerkirch. Von Altkirch ab mußte der dortige Maire auf der Lokomotive als Geißel mitfahren, um Franctireurs zu verhindern, unterwegs auf den Zug zu schießen oder denselben zur Entgleisung zu bringen. Auf dem Bahnhofe zu Dammerkirch wurde ich durch einen aufgeregt hin und herrennenden, roth-bemützten Bahnhofsbeamten mit der wüthenden Frage begrüßt, warum ich nicht an einem anderen Tage hergefahren sei; heute seien die Gleise durch einen Proviantzug vollständig besetzt; an den Bahnsteig dürfe mein Zug nicht herankommen; ich möge zusehen, wie ich ohne ihn fertig werde u. s. w. Ich überzeugte mich, daß mit dem Manne nicht zu verhandeln sei; er schien zu glauben, daß ich zu meinem Vergnügen umherreiste. Ein anwesender, vom Gymnasium her mir bekannter Johanniterritter, den ich um Unterstützung bat, zuckte diplomatisch die Achseln, und einen

Etappen-Offizier habe ich den ganzen Tag über auf dem Bahnhofe nicht gesehen. In Folge des Uebelwollens des zornigen Bahnhofsbeamten und der Versperrung der Gleise durch den dicht am Bahnsteige liegenden Proviantzug, aus welchem hin und herfahrende Trainwagen große Mengen von Säcken mit Mehl und Hafer entleerten, ging das Einladen der 100 Verwundeten, welche, nachdem ich die Ankunft des Zuges bei der in der Stadt gelegenen Kommandantur gemeldet hatte, nach und nach auf den Bahnsteig getragen oder in strohgefüllten Bauerwagen gefahren wurden, unter erschwerenden Umständen vor sich und nahm den ganzen Tag in Anspruch. Manche Bahren mußten lange auf dem Bahnsteige im Freien stehen bleiben, bis es möglich war, dieselben ohne Gefahr über die Gleise zu tragen und in die fern stehenden Wagen zu heben. Die Zahl der aus Mülhausen von mir mitgenommenen Mannschaften war auch nur gering, und der Bahnhofs-Tyrann ließ — wohl aus technischen Gründen — meine Wagen beständig hin- und herschieben. Nach Beginn der Dunkelheit, als lebhafter Kanonendonner von Belfort her ertönte, wurden uns noch, von einem Unterarzt begleitet, in einem Bauerwagen mehrere auf Stroh liegende verwundete Franzosen zugeführt, von welchen ich jedoch einen zurückwies, weil seine Schußwunde am Bein eine Nachblutung zeigte. Ich war froh, als Alles glücklich abgelaufen war, überzeugte mich,

daß die Oefen in den Wagen geheizt und die Laternen in letzteren angezündet waren, untersuchte noch ein Mal die Beschaffenheit der Verbände und traf Abends spät mit dem Johanniterritter und dem Maire von Altkirch als Passagieren wieder in Mülhausen ein.

Hier waren inzwischen die zurückgelassenen 6 Wagen unter Leitung des Assistenzarztes Dr. L. mit 60 Verwundeten beladen worden. Als ich dieselben besuchte, fand ich menschenfreundliche Mülhauser Frauen und junge Mädchen mit der Beköstigung der einzelnen Leute beschäftigt. Diesem Geschäft unterzogen sie sich auf meine Bitte auch in den in Dammerkirch von mir gefüllten Wagen, welche nunmehr wieder den in Mülhausen verbliebenen angekoppelt wurden. Morgens fuhren wir nach der nahen Station Lutterbach zurück. Aus Versehen begleiteten uns mehrere lebhafte und liebenswürdige junge Damen, welche Frühstück an die Verwundeten vertheilt und dabei die Abfahrt des Zuges übersehen hatten. Bald nach unserer Ankunft erblickte ich in der Ferne zu meiner großen Befriedigung den Rauch der Lokomotive des von Sennheim heranrollenden Wagenzuges des Assistenzarztes K. Das strategische Manöver der Trennung des Gesammtzuges in drei Sektionen und die Wiedervereinigung derselben nach Erledigung ihrer Aufgaben zur bestimmten Stunde an einem dritten Orte war mit Hülfe der Etappen-Kommandantur

in Mülhausen und der Telegraphen wohlgelungen. Der ausnahmsweise entgegenkommende Bahnhofsvorsteher in Lutterbach bot auch bereitwillig die Hand dazu, die Wagen wieder richtig zu ordnen, d. h. den Kohlenwagen, die Gepäckwagen und den Wagen des Verwalters vorn, den Küchenwagen in die Mitte und den Aerztewagen an das Ende zu stellen, versprach auch, die jungen Damen, von welchen ich mich mit vielem Danke verabschiedete, mit dem nächsten Zuge nach Mülhausen zurückzubefördern. Dann traten wir nach kurzem Aufenthalte die Rückreise nach Weißenburg an.

Mein erstes Geschäft war nun, mit den von den betreffenden Lazarethen mir und den Assistenzärzten übergebenen Namenslisten in der Hand, von Wagen zu Wagen zu gehen und die einzelnen Verwundeten und Kranken, besonders die in Sennheim aufgenommenen, zu untersuchen. Das Gesammtergebniß stimmte meine Freude über das rasche und glückliche Gelingen des ersten Theiles meiner Aufgabe sehr herab. Denn sämmtliche Lagerstellen meines Lazareths waren belegt, und zwar größtentheils mit Leuten, welche nicht durch Gewehrkugeln, sondern durch Granatsplitter, manche sehr schwer, verwundet waren. Einige waren kaum zum Transport geeignet, andere hatten ganz frische Wunden, welche besondere Aufmerksamkeit erforderten, manche waren, wohl in Folge der unzureichenden Zahl von Aerzten bei dem Belagerungskorps, durch

wenig sachkundige Lazarethgehülfen verbunden worden. Ich fand durch Granatsplitter gerissene Wunden mit Nadeln geheftet und eiternd, sowie viele, deren Ränder und Umgebung offenbar in Folge Anwendung zu starker Karbolsäure-Lösung beim Verbinden roth und schmerzhaft geworden waren. Wir beschäftigten uns deshalb unausgesetzt mit dem Herausziehen von Heftnadeln, Reinigung der Wunden, Anlegen neuer Verbände ohne Karbolsäure und kühlen Umschlägen, denn antiseptische Verbände gab es damals noch nicht. In einem Wagen waren sämmtliche Lagerstellen mit Landwehrleuten belegt, welche an Bindehautentzündungen litten, die mit zu starken Aetzmitteln behandelt worden waren. Die Leute hatten, wie ich erfuhr, mühsam in den Wagen geführt werden müssen, weil sie nichts sehen konnten; so entzündet und geschwollen waren Bindehaut und Augenlider. Stumm und resignirt fand ich sie in ihren beschmutzten Mänteln auf den Hängebahren liegend. Mein erster Entschluß war, sie sobald wie möglich als ungeeignet für den Transport und die Behandlung in einem Lazarethzuge wieder auszuladen. Nur auf den dringenden Wunsch der armen Leute, dies zu unterlassen und sie heimwärts mitzunehmen, behielt ich sie einstweilen. Unter Weglassung aller Aetzmittel ließ ich ihnen durch einen besonderen Wärter Umschläge von warmem Kamillenthee machen. Dagegen gab ich schon in Kolmar einen Kanonier

ab, welcher durch Granatsplitter so schwere Zerreißungen der Schädeldecken erhalten hatte, daß der Schädel theilweise bloß lag, und ich den Weitertransport des Mannes, welcher übrigens bei voller Besinnung war, mittelst Eisenbahn für durchaus unzulässig hielt. Auf dem Güterbahnhofe in Straßburg ließ ich eine Anzahl Personenwagen und mit Stroh belegte Gepäckwagen zurück, welche mit kranken Badenern und 14 Franzosen in Mülhausen meinem Zuge angehängt worden waren. Die Franzosen kamen in die Straßburger Lazarethe; die Wagen mit den Badenern gingen über Kehl weiter nach Karlsruhe. Abends spät erreichten wir Weißenburg, wo die Evakuations-Kommission durch unser schnelles Wiedererscheinen überrascht war und mich beauftragte, einige Bayern und Württemberger in Mannheim, die Preußen aber in Langensalza und Mülhausen in Thüringen abzuliefern. Nachdem ich meine schon stark angegriffenen Vorräthe an Charpie, Leinwand und Binden ergänzt und für die Beköstigung der Leute gesorgt hatte, fuhren wir am folgenden Morgen weiter, waren den ganzen Tag über mit dem Verbinden und der Pflege unserer Passagiere beschäftigt, luden mit vieler Mühe in der folgenden Nacht beim Laternenschein die Süddeutschen in Mannheim ab, wo wir trotz telegraphischer Anmeldung das Personal der Etappe erst aus dem Schlafe wecken mußten, und fuhren dann über Darmstadt, wo Frühstück, und Frank-

furt, wo Mittagbrot verabreicht wurde, in der Richtung auf Gotha weiter. Hinter Hanau bemerkte ich, daß der Zug kaum von der Stelle kam, weil man in Frankfurt in der Dunkelheit ohne mein Wissen demselben eine große Menge leerer Personenwagen angehängt hatte, und die Lokomotive zu schwach war, uns die Höhen nördlich der Rhön hinaufzuschleppen. Unter den Verwundeten befand sich auch der Reserve-Lieutenant v. B., welchem vor Belfort eine französische Granate den m. glutaeus der einen Seite nach allen Richtungen zerrissen hatte, so daß er nur auf dem Bauche liegen konnte. Die Wundränder waren in einem Lazareth mit zahlreichen Fäden geheftet und dann mit starker Karbolsäurelösung verbunden worden. Lebhafte Entzündung, Eiterung und heftige Schmerzen waren gefolgt. Einen Theil der Faden hatte ich bereits bei meiner ersten Untersuchung entfernt, dem Eiter Abfluß verschafft, die Wunde gereinigt und dann kühle Umschläge machen lassen, in der Hoffnung, den Verwundeten ohne Verschlimmerung bis Langensalza zu bringen, welches wir am folgenden Morgen erreichen sollten, und in dessen Nähe seine Heimath lag. Sein telegraphisch von mir benachrichtigter Vater erwartete ihn dort. Herr v. B. hatte aber so heftige Schmerzen, daß ich es für geboten hielt, als ich seine Wunden in der Nacht besichtigte, auch den Rest der Fäden zu beseitigen. So einfach ein solches Geschäft unter gewöhnlichen

Verhältnissen ist, so schwierig ist es, in einem rollenden Wagen, in welchem ein Verwundeter auf einer federnden und nur von einer Seite zugänglichen Hängebahre liegt, einen dünnen Faden mit einer Pinzette zu ergreifen und mit der Schere durchzuschneiden, ohne die Wunde mit den Instrumenten zu verletzen. Dennoch begann ich damit. Ich hatte mich, da Herr v. B. auf einer der oberen Hängebahren über einem anderen Verwundeten lag, auf eine Fußbank gestellt. Rechts neben mir stand ein Soldat mit einer Laterne, links ein Wärter mit einem Blechnapf zur Aufnahme der durchschnittenen Fäden und des ausfließenden Eiters, weiter links ein anderer mit Spritze und Wasser. Da erfolgte ein Ruck des Wagens, so gewaltig, daß wir Alle durcheinander taumelten, einzelne zu Boden stürzten und die Laterne in Trümmer ging. Dann rollte der Zug langsam weiter bergan. Es stellte sich heraus, daß der Lokomotivführer denselben durch ruckweises starkes Anziehen hatte vorwärts bringen wollen. Ich ließ eine neue Laterne bringen, suchte meine Instrumente zusammen und vollendete zunächst das Herausziehen der Fäden und das Reinigen der Wunde des Herrn v. B. Mittlerweile kamen aus allen Wagen Meldungen von den Zerstörungen, welche jener Ruck angerichtet hatte; im Besonderen waren Verbindungsketten zwischen den einzelnen Wagen zerrissen, das Küchengeschirr zertrümmert, der Ofen in meinem Wagen

in Stücke gegangen und die Verwundeten, wenn sie auch ernste Beschädigungen glücklicherweise nicht erlitten hatten, doch in großen Schreck versetzt worden. Ingrimmig richtete ich auf der nächsten Station telegraphisch an den Etappen-Kommandanten in Fulda das Ersuchen, mich von der Last der angehängten leeren Wagen zu befreien, welche außer dem Ungeschick oder der Nachlässigkeit des Lokomotivführers mir die Hauptschuld an dem Unfall zu tragen schienen. Auf dem Bahnhofe in Fulda, wo wir um 2 Uhr Nachts eintrafen, hatte mein Telegramm keine Wirkung hervorgebracht; außer einem Unterbeamten, welcher Nachtdienst hatte, lag Alles in tiefem Schlafe. Ich nahm aber keinen Anstand, erst den Etappen-Kommandanten und, als dieser mich an einen Betriebs-Inspektor verwies, auch diesen wecken zu lassen. Beide Herren waren hierüber wenig erfreut und auch wenig geneigt, meiner Klage abzuhelfen und die leeren Wagen abhängen zu lassen. Letzteres geschah erst, als ich eine Beschwerde an das Kriegsministerium in Aussicht stellte. In Gotha, welches wir am 5. Februar mit Tagesanbruch erreichten, stellte sich heraus, daß unser schlechter Kohlenwagen ausrangirt werden mußte, weil er in Folge des nächtlichen Rucks wieder eine Anzahl Schrauben verloren hatte und völlig dienstunbrauchbar geworden war. Auf dem Bahnhofe in Langensalza erwarteten uns patriotische Mitglieder eines Hülfsvereins

— Herren und Frauen — mit Frühstück, Tragbahren und Fuhrwerk. Sie waren tief erschüttert durch den Anblick der vielen Schwerverwundeten; so schrecklich hatten sie die Folgen des Krieges sich nicht gedacht. Ich gab hier 60 Mann ab, meist Landwehrmänner aus Ostpreußen, Westpreußen und Pommern. Wohl an 50 Bahren ließ ich an jenem kalten nebligen Wintermorgen aus den Wagen heraustragen und neben einander in den Wartesälen aufstellen. Aus jeder Bahre blickte aus dem Soldatenmantel und der wollenen Decke über demselben ein bleiches, stilles Gesicht, denn man hörte nur selten eine Klage. Die Wenigen, welche, wenn sie gestützt wurden, noch einige Schritte vorwärts hinken konnten, hockten stumm auf Stühlen neben ihren Kameraden. Mir schnitt es durch das Herz, als ich, zum letzten Male durch ihre Reihen gehend, diesem oder jenem wackeren Manne, den ich verbunden oder gepflegt hatte, die Hand zum Abschiede reichte, und ich verwünschte das eitle, übermüthige Franzosenvolk, welches ganze Generationen hindurch so viel Unheil über uns gebracht hat. Freude aber machten mir die zehn Landwehrleute, welche, als sie den Zug betraten, nicht sehen konnten. Der warme Kamillenthee war sehr heilsam gewesen; Geschwulst und Entzündung der Augen hatten so rasch nachgelassen, daß die Leute mich mit offenen und dankbaren Augen anblicken konnten, als ich ihnen Lebewohl sagte.

Bald ging es weiter; in einer Stunde erreichten wir unser Endziel Mülhausen, wo ich die letzten 100 Mann abgab, meist Schlesier und Sachsen, und wo dasselbe traurige Schauspiel des Ausladens stattfand wie in Langensalza. Wackere Männer und Frauen nahmen auch hier die Jammergestalten, welche wir in die Wartesäle trugen, in Empfang, erquickten sie, von Bahre zu Bahre gehend, und sorgten für ihren Weitertransport in die Lazarethe. Dort übergab ich auch den Lieutenant v. B. seinem tieferschütterten Vater und dessen Arzte (er ist, wie ich erst kürzlich erfahren habe, glücklich geheilt worden).

Endlich war der Zug geleert. Ich war zufrieden, alle meine Schutzbefohlenen ohne Nachtheile bis in das Herz von Deutschland zurückgeführt und einer besseren Pflege übergeben zu haben, als die Kriegslazarethe und mein Eisenbahnzug ihnen gewähren konnten, aber ich war halbtodt vor Ermüdung. Der Hülfsverein in Mülhausen hatte die Freundlichkeit gehabt, nicht nur das gesammte Pflegepersonal des Zuges zu beköstigen, sondern auch mich und die beiden Assistenzärzte zu einem bereit stehenden besonderen Mittagsmahle einzuladen. Ich war aber außer Stande, an letzterem Theil zu nehmen, sondern schloß meinen Wagen von innen ab und streckte mich eine Stunde auf meine Lagerbank. Nachdem ich mich dann überzeugt hatte, daß der Bahnhof in Mülhausen

zur längeren Aufstellung meines Zuges zu wenig Raum bot, telegraphirte ich an die Linien-Kommission die Bitte um 2 Tage Rast in dem nahen Gotha, wo mehr Platz auf den Gleisen war, behufs Wiederausrüstung des Zuges. Die Gewährung erfolgte rasch. Nachdem ich meine Leute gesammelt hatte, von welchen einzelne sich leider inzwischen total betrunken hatten, fuhr ich bereits Nachmittags die am Morgen durchmessene Strecke nach Gotha zurück, übergab die Bewachung der Wagen nach Verschluß derselben dem Bahnhofsvorsteher, sorgte für Einquartierung der Mannschaften, was sehr umständlich und zeitraubend war, da der Kommandant in weiter Entfernung vom Bahnhofe wohnte, und fand endlich selbst ein Unterkommen im Gasthofe zum „Deutschen Hause“, einer mir sehr sympathischen Benennung. Nach neuntägiger Eisenbahnfahrt konnte ich zum ersten Male mich wieder auskleiden und in einem Bette schlafen. Und anderen Morgens ein Bad, frische Wäsche, Schuhe statt der beständig nassen Stiefel, ein bescheidenes aber behagliches Zimmer, in welchem man festen Boden unter sich hatte und welches nicht nach Karbolsäure roch, Zeitungen, die Stille einer kleinstädtischen Straße: ich schwelgte in allen diesen Genüssen! Dann ging es an die Revision der Wagen und Achsen durch die Bahnverwaltung, an die Ausbesserung der durch den Ruck hinter Hanau erlittenen Schäden, Reinigen der Wagen,

Oefen, Laternen, Küchengeräthe, Ausrangiren der beschmutzten Laken und Decken, Beschaffung von Proviant, Rechnungsführung, Quittungen, Auszahlen des Personals, Erstattung theils schriftlicher, theils telegraphischer Meldungen, endlich an einen Brief in die Heimath. Abends gingen wir drei Aerzte ins Theater. Wohl rasirt und frisirt, mit frisch gewaschenen weißen Handschuhen und blankgeputzten Knöpfen, welche das Schäbige unserer abgenutzten Uniformen einigermaßen verdeckten, saßen wir im ersten Range und kamen uns wie verzaubert vor. Welcher Gegensatz gegen zwei Abende vorher, als wir durch das schneebedeckte, im hellen Mondschein glänzende Gebirge fuhren, mit Laterne und Verbandtasche von Wagen zu Wagen durch die Reihen der armen Landwehrmänner gehend, die einer über dem anderen in den matt beleuchteten Hängebahren lagen und in ihren Schmerzen an Frau und Kinder in der Heimath dachten!

Sonntag Mittags speiste ich an der Wirthstafel. Die Gesellschaft bestand aus fein gekleideten Handlungsreisenden, von welchen einer in Bonbons, ein anderer in Zündhölzchen und patentirten Fidibus reiste. Sie unterhielten sich mit großer Sicherheit und Unverfrorenheit über Chassepots, Zündnadelgewehre, Mitrailleusen und höhere Strategie. Mir fiel dabei ein Abend in dem sogenannten Offizierkasino an der Marnebrücke in Lagny ein.

Dort saßen bei meinem letzten Besuche 20 bis 30 Offiziere aller Waffengattungen, zum Theil mit eisernen Kreuzen auf den abgetragenen Uniformen, dicht gedrängt um einen schmalen Tisch herum, an welchem nur für 10 Personen Platz war, bei sehr mittelmäßigem, aber theurem bayerischen Biere. Sie erörterten sehr lebhaft die Vorzüge der verschiedenen deutschen Biersorten, während die auf dem Tische dicht neben einander stehenden Gläser gelegentlich von dem Donner der Belagerungs-Batterien zusammenklirrten, ohne daß Jemand hierauf geachtet hätte.

Mein Gasthof lag mitten in Gotha, dessen Kern ein gewöhnliches thüringisches Landstädtchen ist, obwohl im Umkreise sich herzogliche Schlösser und hübsche neue Häuser befinden. Meinem Schreibtische gegenüber wohnte in schmaler Gasse, in schmalem Hause zwei Treppen hoch ein bejahrtes Ehepaar. Der Mann, mit einem Käppchen auf dem grauen Haupte, las, so oft ich hinüber sah, Zeitungen und rauchte seine Pfeife dazu. Die Frau saß am anderen Fenster, strickte und betrachtete zwischendurch eine weiße Hyacinthe, welche in buntem Topfe neben ihr stand. Ich dachte, so ist es heute, so war es gestern, so wird es vermuthlich auch morgen sein, wenn du wieder nach Frankreich fährst! Welches Stillleben gegenüber dem Treiben vor wenigen Tagen auf dem Bahnhofe von Dammerkirch unter dem Kanonendonner von

Belfort! In solchen Gegensätzen, in dem schroffen Wechsel der Umgebungen bei dem Hin- und Herreisen zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen Krieg und Frieden, lag für mich ein großer Reiz meines Dienstes.

In letzteren waren wir alle nunmehr so gut eingearbeitet, daß ich, nachdem wir am 5. gegen Abend in Gotha eingetroffen waren, bereits am 7. der Linien-Kommission in Kassel telegraphiren konnte, der Zug sei fertig zur Rückkehr nach Frankreich. Bald darauf kam der Befehl, um 10 Uhr Abends abzufahren. Der Assistenzarzt K. verließ uns, da die Evakuations-Kommission ihn zu anderer Dienstleistung nach Epernay berufen hatte. Statt seiner zog Assistenzarzt Dr. L., welcher bisher den Wagen des Rendanten mitbewohnt hatte, in meinen Wagen. Mit ihm erfreute ich mich denn auch beim Scheiden von dem civilisirten Leben und von den Betten, in welchen wir zwei Nächte hindurch geruht hatten, noch des Genusses eines Beefsteaks und eines Glases Bier an einem gedeckten Tische im „Deutschen Hause". Dann gingen wir zum Bahnhofe, wohin wir unser geringes Gepäck bereits voraufgesandt hatten. Unsere Mannschaften waren befohlenermaßen zur Stelle. Ich hielt Appell ab, besichtigte noch ein Mal den Zug und fand Alles in Ordnung. Dann fuhren wir wieder westwärts ab.

IV.

Im Ober-Elsaß. — In der Picardie und Normandie. — Ueber Metz nach Soest in Westfalen.

In Frankfurt, wo wir erst anderen Mittags anlangten, wurden wir auf den überfüllten Gleisen des Main-Neckar-Bahnhofes bis spät Abends hin und hergeschoben. Kurz vor der Abfahrt stieg in meinen Wagen ein Fräulein in mittleren Jahren mit einem rothen Kreuz am Aermel, setzte eine schwere Reisetasche auf den Boden und verlangte, mit nach Frankreich zu reisen; sie wolle nach Orléans als freiwillige Krankenpflegerin, und werde von einer vornehmen Dame, deren Namen sie nannte, empfohlen. Obwohl die Reisende, ohne meine Antwort abzuwarten, in sehr entschiedener Weise Anstalten machte, in meinem Wagen, wie in dem Wagen eines dem Publikum dienenden Personenzuges, sich für die Nacht häuslich niederzulassen, machten meine mit dem rothen Kreuz gemachten Erfahrungen mich ihrem Wunsche doch abgeneigt. Ich sah nicht ein, warum sie, wenn sie in der That die Krankenpflege verstand, nicht einem der zahlreichen Reserve-Lazarethe der Heimath ihre Dienste widmete, statt allein abenteuernd die Lazarethe des Kriegsschauplatzes aufzusuchen. Auch wäre ihre schickliche Unterbringung auf unserem Zuge während langer Reisen in Feindesland eine Verlegenheit für mich geworden. Ich wies daher

unhöflicher Weise ihr Gesuch ab, worauf sie in der Dunkelheit der Bahngleise mit den Worten verschwand: wenn ich sie nicht mitnehmen wolle, werde sie einen anderen nach Frankreich fahrenden Militärzug aufsuchen.

Um 10 Uhr Abends in Darmstadt angelangt, fand ich zu meiner Ueberraschung die telegraphische Weisung der Linienkommission vor, nicht nach Weißenburg sondern über Heidelberg und Straßburg wieder nach Mülhausen im Elsaß zu fahren. Wir begannen deshalb sofort damit, die Wagen und Hängebahren zur Aufnahme von Verwundeten und Kranken für den folgenden Tag in Stand zu setzen, passirten in der Nacht Heidelberg, bei Tagesanbruch das malerische Städtchen Achern am Schwarzwalde und erreichten Vormittags die Rheinbrücke hinter Kehl. Der von den Badenern im Beginn des Krieges voreiliger Weise gesprengte Brückenpfeiler lag noch im Wasser; die Lücke war durch eine Nothbrücke ausgefüllt worden. Die Luft wehte mild und frühlingsmäßig. Lange hielt der Zug mitten auf der Brücke, und ich hatte volle Muße, hinüber nach dem Straßburger Münster und den Vogesen sowie hinunter in den zu meinen Füßen dahin rauschenden Rhein zu blicken mit der freudigen und stolzen Empfindung, daß Land und Strom, soweit das Auge reichte, deutsch waren. Dann fuhren wir im Bogen um die zerschossenen Wälle herum zwischen abgehauenen Bäumen und

zerstörten unbewohnten Landhäusern mit verwüsteten Gärten über die Ill bis zum Halteplatz bei Königshofen und weiter zwischen Vogesen und Rhein bis Mülhausen. Hier fanden wir in Folge falscher oder mißverstandener Verfügungen der Evakuations-Kommission oder der Linienkommission bereits zwei andere Sanitätszüge vor, aber weder für diese noch für den unsrigen waren Verwundete vorhanden. Nachdem ich dies telegraphisch nach Weißenburg gemeldet hatte, benutzte ich den freien Abend, um mit Dr. L. einen der anderen Züge zu besuchen. Der Führer, ein Professor der Medizin, bewohnte einen behaglichen Wagen allein, und die beiden Assistenzärzte zusammen einen gut ausgestatteten Salonwagen. Für jeden war eine Bettstelle nebst Bett vorhanden. Ein anderer Wagen führte in großen Buchstaben die imponirende Inschrift: „Apotheke". Bei näherer Besichtigung enthielt die „Apotheke" jedoch nichts Pharmaceutisches als 2 rothangestrichene Kasten mit Arzneien, Instrumenten und Verbandgegenständen; im Uebrigen diente sie dem Diener des Führers zu einer sehr geräumigen Behausung. Unseren spartanischen Anschauungen erschienen diese Einrichtungen als Verweichlichung und Raumverschwendung. Ordnung und Sauberkeit gefielen uns nicht. Mit Befriedigung gingen wir später durch unsere 20 Krankenwagen und sahen alle Lagerstellen mit frischem Leinen überzogen, jedes Geräth blank geputzt an

seinem Platze und Alles zur Aufnahme von 200 Verwundeten bereit. Auch unsere 18 Leute machten uns einen besseren Eindruck als die viel zahlreicheren des anderen Zuges, welche theils in Hemdärmeln, theils in bunten Morgenschuhen, theils mit Tabakspfeifen im Munde unthätig umherstanden.

Nachdem ich in einem an französischer Unsauberkeit leidenden Gasthofe in der Nähe des Bahnhofes schlecht und theuer gespeist und Nachts eben so schlecht, unsauber und theuer geschlafen hatte, fuhren wir auf telegraphische Weisung der Evakuations-Kommission in Weißenburg dorthin zurück. Einer der beiden anderen Züge, welcher bereits 7 Tage in Darmstadt und 2 Nächte in Mülhausen zugebracht hatte, war völlig leer vor uns abgefahren. Mir gab die Etappen-Kommission aus besonderem Wohlwollen wenigstens 7 kranke und in einem äußerst herabgekommenen Zustande befindliche Franzosen von der Armee Bourbaki's, darunter einen Offizier, zum Transport bis Kolmar mit. In Königshofen bei Straßburg fand ich eine Depesche aus Epernay vor, welche den Zug schleunigst nach Nancy beorderte. Wir fuhren sofort weiter und brachten die Nacht vor Avricourt zu. In Blainville mußte ich einen Heilgehülfen, nämlich den ehemaligen kurhessischen Lazarethgehülfen, wegen Trunkenheit und Ungehorsam durch die Bahnhofswache verhaften lassen und dem Etappen-Kommandanten zur Bestrafung übergeben. Auf

dem Bahnhofe von Nancy herrschte, wie gewöhnlich, ein unbeschreibliches Durcheinander von Preußen, Bayern, gefangenen Franzosen und geschäftemachenden Juden. Nach Châlons nahm ich einen Bekannten aus der Heimath mit, den Rittmeister v. B. Er erwartete dort seinen Vater, einen Gerichts-Präsidenten, von Versailles, der seinen sterbenden jüngsten Sohn — den Bruder des Rittmeisters — noch einmal hatte sehen wollen. Der Aermste, ein junger Jurist, war bei Ausbruch des Krieges freiwillig ins Heer getreten und hatte bei Champigny eine tödtliche Schußwunde erhalten. Ein Telegramm der Evakuations-Kommission wies mich an, nach Epernay weiterzufahren. In der Nacht lagen wir vor der kürzlich von Franctireurs nach nächtlichem Ueberfall gesprengten, dann deutscherseits nothdürftig wiederhergestellten Moselbrücke bei Fontenoy. Ich war sehr ungeduldig, endlich Epernay zu erreichen, da ich bezüglich Ergänzung meiner erschöpften Vorräthe auf die dortige Evakuations-Kommission angewiesen war, von welcher ich auch die Ueberweisung eines zweiten Assistenzarzts sowie mehrerer Heilgehülfen und Wärter erhoffte. Als ich dort ankam, fand ich das Büreau der Kommission auf dem Bahnhofe geschlossen; es war Mittagszeit, und ich mußte lange warten, bis die Mitglieder aus der Stadt dort wieder eintrafen. Dann wurden in Eile die dringendsten Geschäfte erledigt, auch ein zweiter Assistenz-

arzt in der Person des leider kränklichen einjährig-freiwilligen Unterarztes Dr. E. sowie ein Paar, wie sich herausstellte, sehr unbrauchbare Krankenwärter, aber keine Heilgehülfen, dem Zuge beigegeben, und mir die Weisung ertheilt, schleunigst nach Amiens und Rouen behufs Evakuation der dortigen Lazarethe zu fahren. Abends erreichten wir Rheims, wo wir über Nacht festlagen. Die Auszahlung des in Epernay mir zugestellten rückständigen Soldes an das Zugpersonal, Quittungen, Buchungen, zweckmäßige Unterbringung der empfangenen Materialien und dgl. nahmen mich sehr in Anspruch. Am anderen Morgen gewann ich jedoch soviel Zeit, die herrliche Kathedrale, welche jedem Deutschen aus Schiller dem Namen nach bekannt ist, zu beschauen. Dann ging es weiter über Laon nach Lafère. Hier bat mich ein Reserve-Offizier auf das Dringendste, einen im dortigen Lazarethe liegenden, am Beine amputirten Kameraden bei der Rückkehr mitzunehmen. Ich sagte zu, die Stunde meiner Ankunft in Lafère bei der Rückreise dem Kommandanten telegraphisch zu melden, verlangte aber, damit der Zug nicht aufgehalten werde, daß der Verwundete zur bestimmten Zeit sich auf dem Bahnhofe befinden müsse. In Ham konnte ich, wenn auch nur aus der Entfernung, mit großem Interesse die Citadelle betrachten, auf welcher der Kaiser Louis Napoleon längere Zeit als Gefangener gesessen

hatte. In dem Eisenbahn-Kreuzungspunkte Tergnier schloß sich, von St. Quentin kommend, der konsultirende Generalarzt Professor Busch mit einem Assistenzarzte uns an. Letzterer befand sich in Folge eines mit dem Offizierkorps von St. Quentin Abends zuvor genossenen reichlichen Mahles in einem kopfleidenden, apathischen Zustande. Den berühmten Chirurgen Busch aber, einen Herrn von großer Liebenswürdigkeit und Gewandtheit, hatte ich die Freude, in meinem Wagen mit Kaffee bewirthen zu dürfen, und lauschte mit Spannung den lebhaften Erzählungen seiner Kriegsabenteuer im nördlichen Frankreich, bis wir uns in Amiens trennten. Hier war damals das Hauptquartier des Generals v. Göben, und es wimmelte von Truppen aller Waffengattungen des 8. Armeekorps. Ich meldete mich auf der dem Bahnhofe nahe gelegenen Kommandantur, wo sich die Ordonnanzen drängten, und dann bei dem Korps-Generalarzte, welchen ich in dem prachtvollen Café de Paris nach dem Mittagessen Billard spielend antraf. Im Speisesaale nebenan saßen noch zahlreiche Offiziere an festlich geschmückter Tafel beim Nachtische eines anscheinend opulenten Mahles und beim Champagner in lebhafter Unterhaltung. Es war ja Waffenstillstand, und nach großen Kriegsleistungen und mannigfachen Entbehrungen gab man, erfüllt von dem stolzen Gefühl gesiegt zu haben, in erhöhter Lebensluft sich lang entbehrten Genüssen hin. Ich

wurde auf das Freundlichste aufgenommen, zum Sitzen genöthigt, nahm bald an der Unterhaltung theil, ward mit Speise und Trank, besonders mit Champagner, reichlich bewirthet und glaubte, mich im Lande der Phäaken zu befinden. Meinem Dienstgeschäfte, der Fortführung von Verwundeten und Kranken, wurde nur ein mäßiges Interesse entgegengetragen; ich merkte, daß die Waffen ruhten. Man überließ mir, die Dispositionen im Einzelnen zu treffen. Nachdem ich die dazu nöthigen Erkundigungen eingezogen hatte, kehrte ich, erfüllt von den neuen Eindrücken, zum Bahnhofe in meinen Wagen zurück, dessen Inneres zu dem des Café de Paris freilich einen schroffen Gegensatz bildete. An Schlaf war auch nicht zu denken, denn dicht neben mir auf dem Nebengleise standen Wagen mit stampfenden Ulanenpferden. Nachdem ich Morgens in Erinnerung an Peter von Amiens noch einen Blick auf die mit Recht berühmte Kathedrale geworfen hatte, fuhr ich mit 7 Krankenwagen, dem Aerztewagen und dem Küchenwagen, sowie fünf leeren Personenwagen, welche ich mir von der Eisenbahnverwaltung beschafft hatte, nach Rouen ab, ließ den Assistenzarzt Dr. L. mit dem Auftrage zurück, in Amiens 6 Wagen mit Verwundeten zu füllen und meine Rückkehr abzuwarten, während ich den zweiten Assistenzarzt Dr. E. mit dem Rest der Wagen zurück nach dem Gabelpunkte Tergnier und von da auf der Zweigbahn nach St. Quentin

sandte, mit der Weisung, nach Belegung der Wagen wieder nach Tergnier zurückzukehren und mich dort zu erwarten. Die Fahrt durch die Picardie und Normandie auf der Strecke Amiens — Rouen bot landschaftlich geringe Reize. Ich sah in kaltem Nebel ein einförmiges, ebenes, mit schmelzendem Schnee bedecktes Land, spärliche Dörfer und einzeln stehende Gehöfte mit niedrigen bemoosten Strohdächern. Erst allmälig ändert sich die Scenerie; das Land wird waldig, hügelig, und kurz vor Rouen, als die Sonne die Winternebel durchbrach, hatte ich einen schönen Blick auf die majestätisch theils auf dem flachen linken Seine-Ufer, theils auf bedeutenden Anhöhen mit zwischenliegenden Thälern am rechten Ufer des Flusses sich weit erstreckende Stadt, aus derem schieferbedecktem Häusermeere eine Menge Fabrikschornsteine, vor Allem aber die mächtige Kathedrale und die noch schönere und besser erhaltene Kirche St. Ouen emporragten. Am Bahnhofe wurde ich freundlich von Sanitäts-Offizieren empfangen, von welchen zwei, darunter der Chefarzt eines Feldlazareths, mir bereits persönlich bekannt waren. Auch in Rouen hatte, wie in Amiens, die kriegerische Spannung unter den Offizieren offenbar nachgelassen; es herrschte Waffenstillstands-Stimmung und erneute Lebenslust. Von einem raschen Beladen meiner Wagen wollten die Herren nichts wissen; ich müsse wenigstens einige Tage in Rouen

bleiben, nach Dieppe, das man in zwei Stunden erreiche, an die See fahren u. dgl. Ich vermochte jedoch eine unnöthige Rast mit meinen dienstlichen Aufgaben nicht zu vereinigen. Zu einer Ueberführung von Verwundeten und Kranken in den Zug am laufenden Tage war aber in den Lazarethen noch nichts vorbereitet. Wir verständigten uns daher schließlich dahin, daß dieselbe am folgenden Tage stattfinden solle. Meinerseits empfand ich überhaupt kein Bedürfniß nach Zerstreuungen und neuen Anregungen. Auf der langen Reise von Gotha über Mülhausen nach Rouen hatte ich nur eine Nacht ausgekleidet in einem Bett zugebracht. Im Uebrigen waren bei dem unaufhörlichen Schütteln, Rütteln, Pfeifen, Rasseln, Telegraphiren und Verhandeln mit Etappen-Kommandanten, Stationsvorstehern, Lokomotivführern, Landwehr-Patrouillen, und dgl. allnächtlich höchstens 3 bis 4 Stunden Schlaf auf meinem schmalen Divan und in den Kleidern herausgekommen. Eine Nacht Ruhe auf einer unbeweglichen Grundlage und mit der Sicherheit, nicht jede Minute geweckt zu werden, erschien mir als begehrungswerthestes Ziel, sowohl für mich als für meine 8 Mannschaften, um das eingetretene Defizit unserer Kräfte zu decken. Ich sorgte daher für unsere Einquartierung. „Mr. Tuvache, rue aux ours“ stand auf dem Quartierzettel, welcher im Hôtel de ville, einem prächtigen Gebäude an einem freien

Platze, mir übergeben wurde. Die Sonne schien hell und schmolz den glänzenden Schnee; die Musik eines ostpreußischen Grenadier-Regiments spielte die „Wacht am Rhein.“ In einer engen, von hohen Mauern gebildeten Gasse schellte mein Diener, der mein geringes Gepäck trug, an einer neben einem alten gothischen Thorwege befindlichen Klingel. Ein Mann in einer blauen Blouse, aber mit einem eleganten Hemde-Stehkragen öffnete, und wir traten in den Hof eines alten Palastes, an welchen sich ein mittelalterlicher, mit Zinnen gekrönter Wartthurm anschloß. In letzterem erhielt ich zwei schmale Wendeltreppen hoch ein Zimmer, welches romantisch genug gelegen war. Zunächst gab ich mich dem sehr realistischen Anschauen eines großen, breiten Bettes und eines prasselnden Kaminfeuers mit Behagen hin. Der Blousenmann fragte, ob ich wünsche: descendre pour déjeuner oder ein déjeuner à part, und brachte mir, da ich letzteres vorzog, ein Stück Bayonner Schinken, ein Kotelett, eingemachte Früchte und eine Flasche Rothwein, dazu — was ich lange nicht gesehen hatte — eine saubere Serviette. Ich ließ es mir gut schmecken und schlenderte dann, nach Meldung bei dem Korps-Generalarzt des 1. Armeekorps, welches unter dem General von Bentheim sein Hauptquartier in Rouen hatte, neugierig an dem breiten Seine-Quai umher, auf welchem Preußen, Mecklenburger und Stadtbewohner im Sonnenschein und

schmelzenden Schnee sich drängten. Den Nachmittag benutzte ich zu einer Wanderung nach der etwa eine Stunde von der Stadt entfernten neuen gothischen Kirche „Notre Dame de bon secours,“ welche, hochgelegen, eine prächtige Aussicht über Rouen und das Seine-Thal gewährt. Abends speiste ich mit Herrn und Madame Tuvache. Ersterer war ein wohlhabender Handelsherr in mittlerem Lebensalter von verbindlichen Formen, Madame eine höfliche, gebildete, etwas korpulente Frau mit schwarzen Augen und regelmäßigen Zügen. Das Gespräch behandelte in oberflächlicher Weise hauptsächlich das Thema: Oh la guerre, quel malheur pour nous et aussi pour vous! Dann zog ich mich zurück. Bei näherer Untersuchung meines Thurmgemachs entdeckte ich in einem großen Wandschrank eine geheime Tapetenthür, welche auf eine schmale Wendeltreppe führte und in der Nacht meine Phantasie lebhaft beschäftigte. Während die allmälig zusammenfallenden langen Holzscheite im Kamin knisterten, und die Uhr auf demselben in einer meinem Ohre ungewohnten Weise ab und zu die Stunden verkündigte, träumte ich im Halbschlaf von Masken, Dolchen, eifersüchtigen Männern und schönen Frauen im Kostüm der Renaissance, von geheimen Stelldicheins und von der Jungfrau von Orléans, bis die von der nächsten Wache her die Reveille blasenden preußischen Hörner mich wieder in die Gegenwart

und zu meinen Dienstgeschäften auf den Bahnhof zurückriefen.

Die von den Chef-Aerzten für die Rückreise in die Heimath bestimmten Verwundeten und Kranken, welche größtentheils dem 1. und 8. Armeekorps, einzelne auch der Garde und der Mecklenburgischen Division angehörten, wurden uns durch die hin und her fahrenden Transportwagen der Sanitäts-Detachements und Feldlazarethe aus letzteren nach und nach zugeführt, und wir hatten hinlänglich Zeit, jeden einzelnen sorgfältig aufzunehmen. In den Offizierswagen lagerte ich auch zwei Einjährig-Freiwillige, einen schwer verwundeten, aus Köln gebürtigen, von einem Rheinischen Infanterie-Regiment, und einen Garde-Dragoner, welcher als Typhus-Rekonvaleszent von Verwandten in einem Miethswagen uns überbracht wurde und nur mit Mühe, von zwei Wärtern gestützt, zu seinem Lager geführt werden konnte. In die von Amiens mitgenommenen Personenwagen wurden Rekonvaleszenten aufgenommen, welche im Sitzen eine längere Reise aushalten konnten. Längere Verhandlungen waren mit zwei Stabsoffizieren nöthig, welche wegen Kränklichkeit in die Heimath beurlaubt worden und zweifelhaft waren, ob sie zur Reise dorthin unseren Zug oder einen anderen Militärzug benutzen sollten. Nach längerer Prüfung unserer Einrichtungen kamen sie zu der Ansicht, daß sie in unserem Aerztewagen ganz gut untergebracht sein

würden. Ich war indessen nicht geneigt, den engen Raum, welcher den Mittelpunkt des dienstlichen Verkehrs auf dem Zuge bildete, Tag und Nacht mit jenen Herren zu theilen, welche sicher vermöge ihres Ranges besondere Berücksichtigung und Bequemlichkeit beansprucht haben würden, und schon begehrliche Blicke auf die beiden langen schmalen Plüschdivans geworfen hatten, welche für mich und den Assistenzarzt L. die letzte Zuflucht während der Nacht bildeten. Schließlich stellte ich ihnen einen Abtheil 1. Klasse in einem Personenwagen und für die Nacht zwei Hängebahren im Offizierswagen zur Verfügung, womit sie sich, etwas verstimmt, nach längerem Zögern denn auch einverstanden erklärten. Mittags nahm ich auf dem Bahnhofe von den Kameraden, welche die Einrichtungen des Zuges mit Interesse besichtigt hatten, freundlichen Abschied und erreichte Abends Amiens, wo ich den Assistenzarzt L. noch mit der Aufnahme der letzten Verwundeten und Kranken beschäftigt fand, welche ihm im Laufe des Tages, wie mir in Rouen, durch Transportwagen der Sanitäts-Detachements und Feldlazarethe nach und nach zugeführt worden waren. Aus Versehen blieben bei dieser Gelegenheit in einem unserer Wagen ein Paar neue, einem Feldlazareth gehörende wollene Decken zurück, über deren Verbleib nach Beendigung des Krieges Seitens der Intendantur lange Ermittelungen angestellt wurden. Ohne Zweifel

waren die Decken mit den zum Inventar unseres Zuges gehörenden Decken von unserem Rendanten später einem Garnison-Lazareth übergeben worden. Ich vermochte aber über den Verbleib gerade jener Decken keine genaue Auskunft zu geben, und war nahe daran, dieselben aus meinen Privatmitteln ersetzen zu müssen. Schließlich gab die Intendantur sich jedoch mit einer von mir ausgestellten Empfangsbescheinigung zufrieden. Anderen Mittags weilten wir auf dem Kreuzungspunkte Tergnier mehrere Stunden, um den Assistenzarzt E. mit seinen Wagen von St. Quentin her zu erwarten. Nach beendeten Krankenbesuchen, ärztlichen Anordnungen und frischen Verbänden konnte während der Rast die Verabreichung des Mittagessens bequem erfolgen, weil die Wärter nicht nöthig hatten, vom Küchenwagen her durch die Wagen zu gehen, sondern die Speisen und Tischgeräthe außen herum tragen konnten. Die Reise bekam unseren Passagieren, unter welchen sich 5 Amputirte befanden, gut. Die Sonne schien hell und freundlich, und ich entsinne mich, nach dem Mittagessen, welches in der Hauptsache aus Erbswurstsuppe mit einem Zusatze von Liebig'schem Fleischextrakt sowie aus Weißbrot und Wein bestanden hatte, auf einem Haufen von Brettern neben meinem Wagen sitzend, zum ersten Mal im Jahre eine Tasse Kaffee im Freien getrunken zu haben. Nachher tauschte ich mit einem von einem großen Hunde begleiteten Johanniter-

ritter Brote, welche ich von Rouen mitgebracht hatte, gegen Stroh ein, welches ich auf die Fußböden der Personenwagen schütten ließ, weil die in denselben sitzenden Rekonvaleszenten, deren Zahl in Amiens sich bis auf 70 erhöht hatte, über Frost und kalte Füße geklagt hatten. Endlich dampften die Wagen des Assistenzarztes E. von St. Quentin heran. Ich ließ dieselben den übrigen anhängen und setzte dann mit dem wieder vollständigen Zuge rasch die Rückreise fort. In Lafère, wohin ich meinem Versprechen gemäß unsere Ankunftszeit vorher telegraphisch gemeldet hatte, fand ich verabredetermaßen den am Beine amputirten Reserve-Offizier auf dem Bahnhofe wohl zugedeckt auf einer Tragbahre liegend. Nachdem er von den ihn umgebenden Offizieren und Soldaten schmerzlichen Abschied genommen hatte, ließ ich, selbst tief bewegt, ihn in unseren Zug heben. Der ganze Vorgang hatte nur wenige Minuten gedauert. Rasch rollten wir davon und erreichten mit Einbruch der Dunkelheit Rheims, wo wir übernachten sollten und wo eine Militär-Verpflegungsanstalt sich dicht an einem Bahnhofsgleise befand. Aus Bequemlichkeit ließ der Bahnhofs-Vorsteher den Zug aber nicht nahe an die Verpflegungsanstalt, sondern auf ein weit entferntes Gleise setzen und die Lokomotive abfahren. Eine zweckmäßige Beköstigung der 265 Mann, welche ich mit mir führte, und von denen nur wenige im Stande gewesen wären, die Ver-

pflegungsstation auf ihren Beinen, noch dazu in der Dunkelheit und über die Bahnschienen weg, ohne Schaden für ihre Gesundheit zu erreichen, wäre nicht möglich gewesen, wenn ich die Speisen und Getränke von dort zu unseren fernen Wagen hätte tragen lassen müssen. Dazu war die Zahl meiner Wärter auch unter Zuhülfenahme der Offiziersburschen, welche ich in den Personenwagen mit mir führte, viel zu klein. Der Etappen-Kommandant war wenig geneigt zu vermitteln; erst durch die Drohung mit einer Beschwerde beim Kriegsministerium gelang es mir, den Bahnhofs-Vorsteher zu bestimmen, noch einmal eine Maschine vor unseren Zug spannen und denselben bis dicht an die Verpflegungs-Küche schleppen zu lassen. Hier ging die Beköstigung rasch und ohne Schwierigkeit von Statten. Der Zug wurde dann für die Nacht zu seinem ersten Halteplatz zurückgeschleppt. Nachdem ich mich bei einer Wanderung durch die Wagen von dem befriedigenden Zustande der Verwundeten und Kranken überzeugt hatte, suchte ich die Bahnhofs-Restauration auf, wo ich die beiden Passagiere aus dem Abtheil erster Klasse mit mehreren anderen Offizieren bei einigen Flaschen Champagner aus den Quellen von Rheims sitzend fand. Sie begrüßten mich zwar etwas ironisch als „unseren Kommandeur", waren aber so freundlich, mir von ihrem Weine anzubieten, worauf wir in lebhafter Unterhaltung noch eine Stunde zusammensaßen, bis

wir schließlich gemeinsam über die stillen Bahngleise zurückkehrten. Beide Herren machten dann für die Nacht von den zu ihrer Verfügung gestellten Hängebahren im warmen Offizierswagen Gebrauch.

Anderen Morgens, nachdem ich den kränklichen Assistenzarzt E. in Rheims zurückgelassen und einen Blick in die Kathedrale geworfen hatte, fuhren wir über Rethel und Mezières nach Sedan, dessen Name mit unauslöschlichen Zügen in die deutsche und französische Geschichte eingetragen steht. Glücklicherweise gewann ich während der Fahrt durch das Maas-Thal, welchem die Eisenbahn folgt, so viel Zeit, um vom Trittbrett meines Wagens aus mit der Karte in der Hand die deutschen Angriffslinien und die französischen Stellungen ins Auge fassen zu können, an welchen sich vor wenigen Monaten die verhängnißvollste Tragödie der Neuzeit abgespielt hatte. Nachts lagen wir vor der kleinen Festung Longuyon. Die Beköstigung der in den Personenwagen sitzenden Rekonvaleszenten machte mir fortwährend Sorge, da jene Wagen nicht durchgängig waren, und wir nur von außen und an Haltepunkten an dieselben gelangen konnten, um den Leuten Speisen und Getränke zuzuführen. Es wurde mir klar, daß die Vereinigung solcher Wagen mit einem Lazarethzuge wenigstens für längere Strecken sich nicht empfiehlt. Eine Verpflegungsanstalt war in Longuyon nicht. Glücklicherweise

hatten wir jedoch am anderen Morgen so viel Zeit, um sämmtliche Mannschaften aus unserer Küche mit Kaffee, Weißbrot und Butter versehen zu können. Erst nachdem dies geschehen war, fuhren wir über Diedenhofen das malerische Moselthal hinauf, sahen Mittags von den stolzen Höhen des St. Quentin und St. Julien die preußischen Kriegsflaggen wehen, und gelangten nach kurzem Aufenthalt an den beiden Bahnhöfen von Metz in rascher Fahrt über Courcelles und St. Avold nach Forbach. Nachdem ich hier von der Evakuations-Kommission den Auftrag erhalten hatte, die Rekonvaleszenten in den Personenwagen in Köln, die Verwundeten und Kranken aber an die Reserve-Lazarethe in Soest in Westfalen abzugeben, gelangten wir über das Schlachtfeld von Spicheren nach Saarbrücken, Kreuznach und gegen Morgen nach Bingerbrück. Durch schwer verdauliche Kost hatte ich mir eine heftige Migräne zugezogen, welche mich nöthigte, mir die Nacht hindurch kalte Umschläge um den Kopf zu machen. Als ich aber Morgens mit Mühe mich von meinem Schmerzenslager erhoben hatte, und aus dem geöffneten Wagenfenster dicht neben mir den grünen vaterländischen Rhein sowie gegenüber die Brömserburg bei Rüdesheim mit dem Niederwald über derselben erblickte, ward mir so wohl ums Herz, daß auch der Kopf genas, und ich meine frühere Spannkraft schnell wieder gewann. Bald fuhren wir rheinabwärts,

passirten Bonn, wo ich vor langen Jahren als Student glückliche Zeiten durchlebt hatte, und erreichten Mittags Köln, wo wir Seitens eines patriotischen Hülfsvereins auf das Freundlichste empfangen wurden. Zahlreiche Mitglieder gingen von Wagen zu Wagen, um die Verwundeten und Kranken mit warmer Mittagskost zu versehen; Aerzte übernahmen den Wechsel der Verbände, und für das zum Zuge gehörige Personal stand ein wohlbesetzter Mittagstisch bereit. Mir war diese Unterstützung um so erwünschter, als ich mit dem Etappen-Kommandanten, einem Obersten, eine Menge Dienstgeschäfte zu erledigen hatte, die Zeit unseres Aufenthalts aber kurz bemessen war. Es mochte wohl oft vorgekommen sein, daß Soldaten, während sie auf Lazareth- oder Krankenzügen über die deutschen Grenzen zurückgeführt wurden, unterwegs vor Ablieferung in die Reserve-Lazarethe oder vor Uebergabe an Ersatz-Truppentheile und Etappen-Kommandanten sich heimlich entfernt und so jeder militärischen Kontrole entzogen hatten. Vielleicht hatte man besonders in Köln solche Erfahrungen gemacht. Ich hatte dem Kommandanten gemeldet, daß ich die Mannschaften auf Verfügung der Evakuations-Kommission in Forbach an die Reserve-Lazarethe in Soest abgeben solle. In Folge dessen ließ der Kommandant durch seine Wachtmannschaften alle Militärpersonen anhalten, welche den Bahnhof während der Dauer unseres

Aufenthalts verlassen wollten. Mir konnte dies aus dienstlichen Gründen nur genehm sein, zumal mir selbst für den Wachtdienst in und an dem Zuge keine Leute zur Verfügung standen. Der Kommandant war indessen in seiner wohlbegründeten Besorgniß sehr strenge. Die beiden Stabsoffiziere, welche von Rouen mitgekommen waren, ließ er natürlich unangefochten mit einem gewöhnlichen Schnellzuge, wie sie es wünschten, nach Ostpreußen weiterreisen. Dem jungen Garde-Dragoner, welcher mir in Rouen als Typhus-Rekonvaleszent mitgegeben worden war und welcher sich auf der Reise merkwürdig rasch erholte, hatte ich gestattet, mit dem ihn begleitenden Verwandten ebenfalls auf einem Schnellzuge in seine Heimath jenseits der Oder zurückzureisen. Der Oberst verlangte aber, der Dragoner müsse mit nach Soest ins Lazareth fahren. Auf meinen Einwand, daß hierdurch unnöthige Kosten und Umstände erwachsen würden, da der Betreffende einer Lazareth-Behandlung nicht mehr bedürfe, erklärte er, die Reise in die Heimath zugeben zu wollen, wenn ich persönlich und dienstlich die Verantwortung dafür übernähme, daß der Dragoner bei der Ersatz-Schwadron seines Regiments in Berlin sich melde. Nachdem ich mir in Gegenwart des Obersten von dem jungen Manne, welcher den höheren Gesellschaftsklassen angehörte, diese Zusage durch Ehrenwort und Handschlag hatte ertheilen lassen, übernahm ich jene Verant-

wortung. Der Oberst ließ hierauf seinen Einspruch fallen. Auch bezüglich des anderen Einjährig-Freiwilligen, welcher auf meine vorherige telegraphische Benachrichtigung von seinem Vater und dessen Hausarzte mit Krankenwärtern und einem Wagen auf dem Bahnhofe schmerzlich erwartet wurde, um im elterlichen Hause an seiner schweren Verwundung weiter behandelt zu werden, erhob er ernste Schwierigkeiten und verlangte gleichfalls, ich solle denselben mit nach Soest nehmen und einem dortigen Reserve-Lazareth übergeben. Der Vater und die ihn umgebenden Verwandten waren untröstlich. Erst auf meine bestimmte Versicherung, daß der beklagenswerthe junge Mann auch im günstigsten Falle niemals wieder diensttauglich werden könne, durfte er von den Seinigen aus dem Zuge nach Hause getragen werden. In den letzten Minuten vor Abgang des Zuges wurde ich durch einen Adjutanten abermals zum Kommandanten gerufen. Der Assistenzarzt E. hatte nämlich von St. Quentin vier noch sehr jugendliche Infanterie-Offiziere als Rekonvaleszenten mitgebracht. Als ich sie hinter Lafère in ihrem Wagen besuchte, fand ich sie über nichts klagend, vielmehr in aufgeräumter Stimmung auf den Rändern ihrer Hängebahren sitzend und Karten spielend. Seitdem hatte ich mich wenig um sie gekümmert. In Köln erklärten sie mir, mit einem Schnellzuge nach Ostpreußen weiterfahren zu wollen, wogegen ich nichts

zu erinnern fand. Der Kommandant ließ sie jedoch anhalten, als sie den Bahnhof verlassen wollten, und mich rufen. Ich fand die jungen Herren in verlegener Haltung vor ihm stehen. Auf seine in dienstlichem Tone an mich gerichtete Frage, ob ich denselben gestattet hätte, den Zug zu verlassen, erwiderte ich, daß die Herren gewünscht hätten, von Köln ab einen gewöhnlichen Schnellzug zur Weiterreise zu benutzen, und daß ich keine dienstlichen Mittel besäße, sie hiervon abzuhalten. Erst jetzt wurde der Kommandant mit Hülfe seines Adjutanten gewahr, daß es sich um Offiziere und nicht, wie er geglaubt hatte, um gemeine Soldaten handele. Dieser Irrthum war allerdings sehr verzeihlich, denn die jungen Herren hatten es für überflüssig gehalten, Degen und Achselstücke anzulegen, trugen Mützen ohne Schirme und Uniformstücke, welche durch das Kriegsleben auf das Aeußerste abgenutzt waren. Nach gewonnener Aufklärung durften sie den Bahnhof verlassen. Durch alle diese Vorgänge war ich so in Anspruch genommen worden, daß der Zug beinahe ohne mich abgefahren wäre; nur im letzten Augenblick gelang es mir noch, auf das Trittbrett eines der an mir vorbeirollenden Wagen zu springen. In Elberfeld suchte mich ein Landwehr-Hauptmann, Vorsteher eines patriotischen Hülfsvereins, mit der Bitte auf, einen Theil meiner Verwundeten unterwegs in Schwelm und Hagen abzugeben, wo sich leer-

stehende Reserve-Lazarethe befänden und wo man lebhaft wünsche, dieselben nicht unbenutzt zu lassen. Ich hielt es jedoch nicht für angemessen, von dem mir in Forbach gewordenen Befehl, welcher sämmtliche Leute nach Soest dirigirte, abzuweichen, und stand um so mehr von einer solchen Vertheilung ab, als das Wetter stürmisch und regnerisch geworden und die Dunkelheit bereits hereingebrochen war. Mit Rücksicht auf diese ungünstigen Umstände lud ich dann in Soest, wo wir erst um 10 Uhr Abends ankamen, von angesehenen hülfsbereiten Einwohnern mit Spannung erwartet, auch nur solche Leute ab, welche nicht getragen zu werden brauchten, sondern in herbeigeholten Miethswagen in die Lazarethe gefahren werden konnten. Die in Soest hierzu getroffenen Vorkehrungen waren aber unzureichend; es fehlte an Wagen. Der Transport spielte sich mit einer gewissen westfälischen Langsamkeit und Unbehülflichkeit ab. Auch die Beköstigung der in den Wagen Zurückbleibenden, deren Ausladung ich im Einvernehmen mit den anwesenden Aerzten des Hülfsvereins und mit dem Bahnhofs-Vorsteher auf den folgenden Tag verschob, vollzog sich im Gegensatz zu Köln mit großer Umständlichkeit; es fehlte an einheitlicher Leitung und an Initiative. Nachdem ich mich endlich um Mitternacht überzeugt hatte, daß für Alle, einschließlich meines übermüdeten Zugpersonals, genügend gesorgt, und nachdem der Zug

auf ein todtes Gleise übergeführt worden war, übertrug ich das Kommando dem Assistenzarzt L. und beschloß, einen Gasthof aufzusuchen. Ein angesehener Arzt, Dr. K., mit welchem ich vor länger als 20 Jahren in Bonn zusammen studirt hatte, war so freundlich, die Führung zu übernehmen. Es war nicht kalt, aber stockfinster; Regen und Wind schlugen uns ins Gesicht; die weitläuftigen Gassen der dorfähnlich mit vielen einzeln stehenden Häusern und großen Höfen gebauten Stadt waren völlig menschenleer, und nur selten war ein trübe brennendes Licht sichtbar. Unter diesen Umständen war es mir peinlich, den Dr. K. weiter zu bemühen. Derselbe erklärte mir aber, daß ich ohne ihn schwerlich in den Gasthof gelangen würde, denn Soest werde seit einiger Zeit durch einen aus dem Zuchthause entsprungenen Straßenräuber beunruhigt, welcher Nachts an den Hausglocken klingele, und, wenn Jemand öffne, ihn mit vorgehaltener Pistole zur Herausgabe von Geld zwinge. In Folge dessen wage Niemand des Nachts die Hausthüre zu öffnen, wenn draußen geschellt werde. Ich lächelte ungläubig, sollte mich aber bald von der Richtigkeit dieser schauerlich-romantischen Mittheilung überzeugen. Denn als wir nach längerer Wanderung „Overweg's Hôtel" erreicht hatten, erschien auf unser wiederholtes starkes Klingeln an der verschlossenen Hausthür Niemand. Endlich hörten wir drinnen Schritte und erblickten einen

Lichtschimmer; eine männliche Stimme fragte: wer da wäre? Auf meine Erwiderung: „ein Fremder, welcher ein Zimmer wünscht“ meinte der Mann, das könne Jeder sagen, darauf hin öffne er nicht. Auf mehrfaches Zureden fragte er: „Sind Sie auch nicht der Räuber?“ Erst nachdem ich feierlich das Gegentheil betheuert, und Dr. K. gerufen hatte: „Kennen Sie denn nicht meine Stimme, ich bin ja Dr. K.“ ging die Thür auf, und wir erblickten einen biederen ländlichen Hausknecht, der mir denn auch, nachdem ich mich von Dr. K. mit herzlichem Dank verabschiedet hatte, ein Zimmer anwies. Nachdem ich unter großer Anstrengung und mit Hülfe des Hausknechts meine von dem langen Eisenbahnfahren geschwollenen Füße von den nassen Stiefeln befreit hatte, sank ich übermüdet in ein bereit stehendes sauberes Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

Beim Erwachen am anderen Morgen konnte ich mich nur schwer in die veränderte Umgebung finden. Mit Verwunderung blickte ich auf das Bett, in welchem ich ruhte, und auf die Möbel des einfach, aber behaglich eingerichteten Zimmers. Der Boden zitterte nicht mehr unter meinen Füßen; keine Räder rasselten, und statt des Pfeifens der Lokomotiven vernahm ich von außen her das unerwartete, aber höchst wohlthuende Krähen eines Hahnes. Als ich neugierig zum Fenster hinaussah, erblickte ich das ländliche Idyll eines west=

fälischen Bauerhofes und mußte sofort an Immermanns „Münchhausen“ denken. Ein Knecht putzte ein Paar an einen Zaun gebundene kräftige braune Pferde, Mägde wuschen an einem Brunnen Milchgeschirre; zwischendurch bewegten sich körnersuchende Hühner, auf dem Zaun saß ein Pfau, und auf einem Dunghaufen stand stolz der krähende Hahn, welcher aber kein gallischer war, wie ich im Halbschlaf angenommen hatte, sondern ein richtiger westfälischer. Nachdem ich dies Schauspiel längere Zeit mit größtem Behagen genossen hatte, gab ich mich dem sinnlichen Genusse allgemeiner kalter Waschungen mit reichlichem Seifenverbrauche und Wäschewechsel hin. Als dann noch ein hübsches, freundliches Hausmädchen eine saubere Decke über den Tisch gelegt und Kaffee nebst Zubehör auf denselben gestellt hatte, befand ich mich, wie die Franzosen sagen: „au comble“. Noch heute rechne ich jenen Morgen in Soest zu den genußreichsten meines Lebens. Die absolute Glückseligkeits-Empfindung, welche mich durchdrang, wurde allein durch die Schwierigkeit getrübt, welche mir das Anziehen der nassen Stiefel bereitete. Nachdem dieselbe überwunden war, ging ich zum Bahnhofe. Die Luft war still, mild und feucht. Die Verwundeten wurden mit Hülfe der Soester Patrioten mit Frühstück versehen und frisch verbunden. Dann vollzog sich das Ausladen langsam, aber sicher. Da nämlich auf den Gleisen Raum genug vor-

handen und der Bahnhofs-Vorsteher dienstwillig war, fingen wir bei dem hintersten Wagen an und schoben eine Hängebahre nach der anderen zu den weitgeöffneten Hinterthüren hinaus. Der entleerte Wagen wurde dann auf ein anderes Gleise gezogen, worauf wir mit dem nächsten Wagen dieselbe Operation vornahmen. Eine Schwierigkeit stellte sich nur insofern heraus, als zwar viele stumme Zuschauer sich eingefunden hatten, aber weder Träger noch Wagen zum Weitertransport unserer Pflegebefohlenen in die ziemlich weit entfernten Lazarethe vorhanden waren. Meinen Mannschaften, deren Zahl gering genug war, konnte ich dies Geschäft nicht füglich zumuthen; sie hatten hinreichend mit dem Ausladen der Verwundeten aus den Wagen zu thun. Eine Garnison, die mir hätte helfen können, war aber in Soest nicht vorhanden. Da entschloß ich mich zu einer kurzen, aber eindringlichen Ansprache an die müßig unserer schweren Arbeit zuschauenden Gaffer. Ich führte ihnen zu Gemüthe, daß die Bewohner von Soest ihren Patriotismus nicht bloß durch Errichtung von Reserve-Lazarethen, sondern auch durch den ausgesprochenen Wunsch bewiesen hätten, dieselben nicht leer stehen, sondern mit Verwundeten vom Kriegsschauplatze her gefüllt zu sehen. Letzteres solle nun geschehen. Das verehrte Publikum, welches uns seine Gegenwart schenke, müsse aber bemerkt haben, daß die Kräfte unseres Zugpersonals

zum Tragen der im Dienste des Vaterlandes in ihrer Gesundheit schwer geschädigten Landsleute nicht ausreichen, und möge daher mit Hand anlegen. Zugleich führte ich zwei umstehende kräftige junge Leute an eine der auf dem Bahnhofe von uns niedergesetzten, mit Verwundeten belegten Tragbahren und drückte ihnen die Tragestangen in die Hände. Sie griffen zu und gingen mit der Bahre ab. Damit war das Eis gebrochen. Freiwillige meldeten sich zu gleicher Dienstleistung. Bald war der Transport im besten Gange, und Mittags befanden sich meine sämmtlichen Passagiere wohlbehalten in den Lazarethen. Inzwischen meldete ich telegraphisch die Ankunft des Zuges an die Evakuations-Kommissionen in Forbach und Epernay, sowie an die Linienkommission in Elberfeld, sorgte für Einquartierung und Verpflegung meiner Leute, verschloß sämmtliche Wagen, deren Obhut ich dem Bahnhofs-Vorsteher übergab, und ging, um mich bei dem Landwehr-Bezirks-Kommandeur, welcher, soviel ich ermittelte, die oberste Militärbehörde der Stadt bildete, persönlich zu melden.

In Folge dieser mannigfachen Geschäfte kam ich verspätet zur Mittagstafel meines Gasthofes, an welcher etwa 15 Personen theilnahmen. Obenan saß ein bejahrter Major z. D., welcher zur Dienstleistung während des Krieges herangezogen war, und zu seinen beiden Seiten eine Anzahl fremdartiger Herren. Nachdem ich mich dem Major

vorgestellt hatte, nahm ich den mir aufbewahrten Platz neben jenen Herren ein, welche mich und meine Uniform mißtrauisch anblickten. Der Major sprach fast gar nicht; die fremden Herren unterhielten sich leise auf französisch mit einander. Ich merkte bald, daß ich neben gefangenen und in Soest untergebrachten französischen Offizieren saß, und daß der Major kein französisch und die Franzosen kein Deutsch verstanden. Ich schwieg völlig, und das Mittagsmahl war unter diesen Umständen wenig unterhaltend. Nachher lernte ich in dem Major einen ehrenwertheu alten Junggesellen kennen, welcher den größten Theil des Tages zur Pflege seiner Gesundheit hydropathischen Verrichtungen der mannigfachsten Art oblag, zu welchen er, wie er eingehend erzählte, mit Hülfe seines Dieners Wasser von wechselnden Temperaturen und fünf verschiedene Schwämme mit dem besten Erfolge benutzte.

Nach Tische schrieb ich fleißig an dienstlichen Berichten und an Briefen in die Heimath, erledigte mit dem Rendanten Rechnungsgeschäfte und machte gegen Abend einen einsamen, aber wohlthuenden Spaziergang um den alten Wall der stillen Stadt herum, welche bei der Trübe des grauen, regnerischen Himmels mit ihren bäuerlichen Häusern, kahlen Obstbäumen, winterlich verwahrlosten Gärtchen und zahlreichen Dunghaufen einen melancholischen Eindruck machte. Abends besuchte ich das

„Gesellschaftshaus“ der Honoratioren. In den unbehaglichen, kahlen, stark nach Tabak riechenden Räumen saßen ein paar Kartenspieler und einige stumme Zeitungsleser. Die Unterhaltung mit Dr. K. bei einer Flasche Moselwein trug auch nicht zu meiner Erheiterung bei, denn sie drehte sich um Zeiten, welche weit zurücklagen. Wir hatten in Bonn feindlichen Korps angehört; während ich Consenior der Hanseaten war, hatte Dr. K. das gleiche Amt bei den Sachsen bekleidet. Beide Korps ergänzten sich damals hauptsächlich aus der Provinz Westfalen. Was wir uns über das Schicksal unserer Universitäts-Genossen mittheilten, war leider wenig erfreulich. Wie viele aus jener lebensfrohen Studentenschar waren gestorben, wie manche verdorben, wie wenige schwammen gleich uns noch auf der Oberfläche! (Inzwischen ist auch Dr. K. zu seinen Vätern heimgegangen.) Besonders nahe ging mir die Nachricht vom Tode eines meiner nächsten Freunde und einstigen Seniors unsers Korps, welcher erst vor acht Tagen als geachteter Arzt in dem nahen Städtchen Unna von einer Lungenentzündung hingerafft war, und den am folgenden Tage von Soest aus zu besuchen ich mir vorgenommen hatte. Betrübt kehrte ich in meinen Gasthof zurück.

Zur Wiederinstandsetzung des Zuges hatte die Linienkommission in Elberfeld mir 3 Tage Rast bewilligt. Wir benutzten dieselbe eifrig in der be-

reits wiederholt geschilderten Weise. Einen der anständigsten meiner Krankenwärter, einen jungen Mann aus Frankfurt, mußte ich leider wegen Erkrankung an Scharlachfieber in ein Lazareth tragen lassen. Am dritten Tage war der Zug wieder dienstfähig, und Assistenzarzt L. von einem kurzen Urlaube in seine nahe Heimath zurückgekehrt. Aber erst am 25. Februar lief die telegraphische Weisung zur Rückreise nach Frankreich ein. An demselben Tage um 3 Uhr N.M. fuhren wir ab.

V.

Wieder vor Paris. — Durch Süddeutschland nach Merseburg.

Nachts passirten wir Köln, am folgenden Mittage Bingerbrück und erreichten Abends über Forbach Montigny vor Metz. Da wir hier die Nacht über bleiben sollten, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, einen kurzen Ausflug nach Metz hinein zu unternehmen. Assistenzarzt L., von gleichem Wunsche getrieben, begleitete mich. Wir kletterten eine Böschung der Eisenbahn in die Höhe und wanderten querfeldein auf dem kürzesten, wenn auch nicht besten Wege, in Dunkelheit, Regen und Wind auf die Lichter der berühmten Festung zu, passirten mit patriotischem Stolze die Zugbrücke sowie das gewaltige, den hohen innersten Wall durchbrechende dunkele Thor und gaben uns in

einem in der Römerstraße gelegenen eleganten Kaffeehause eine Stunde lang dem Reize des Gewimmels der in demselben ein- und ausgehenden, den verschiedensten Waffengattungen angehörenden Offiziere hin, welchen das Bewußtsein siegreich bestandener Kämpfe aus den Augen leuchtete. Beim Rückwege verirrten wir uns, da es stockfinster war. Schließlich gelangten wir zwar wieder in die Nähe unseres Zuges, stolperten aber über einen auf der Höhe der Eisenbahnböschung über dem Erdboden verlaufenden Draht, welchen wir nicht wahrgenommen hatten, und stürzten die hohe und steile Böschung hinunter, glücklicherweise ohne nennenswerthen Schaden zu nehmen. Am anderen Morgen kreuzten wir uns in Diedenhofen mit einem Zuge, welcher ein Geschützrohr von einer Länge trug, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Es war das Hauptgeschütz des Mont Valérien, welches nach Berlin geführt wurde, wovon ich mit großer Befriedigung Kenntniß nahm. Einige Wagen mit Ersatz-Mannschaften des Magdeburgischen Husaren-Regiments unter Führung eines Reserve-Offiziers, der ein angenehmer Reisegefährte war, wurden dort dem Zuge mit meiner Bewilligung angehängt. In Sedan, wo wir längeren Aufenthalt hatten, sah ich einen offenbar französischen Herrn auf dem Bahnhofe auf- und abgehen und unseren Zug mit nicht eben freundlichen Blicken betrachten; schließlich stieg er stumm in den Küchenwagen. Nähere Er-

mittelung ergab, daß er Mitglied des Gemeinderaths von Sedan war, und auf Anordnung des dortigen Kommandanten den Zug bis Rethel als Sauvegarde gegen Entgleisungen durch Franctireurs begleiten sollte, welche damals vom Ardenner Walde aus die Etappenstrecke Sedan—Rethel zuweilen beunruhigten und ohne Zweifel ihre Hauptverbindungen in Sedan hatten. Wir gelangten indessen ungefährdet Abends über Rethel nach Rheims, wo wir Nachts festlagen, und am 28. Vormittags durch die Champagne nach Epernay, wo die Verproviantirung sowie Geldabrechnungen mit der Evakuations-Kommission meine dienstliche Thätigkeit — wie immer auf jener Station — in vollem Maße beanspruchten. Mir blieb indessen soviel Zeit, um in der kürzlich wieder eröffneten Bahnhofs-Restauration zu Mittag zu speisen, was mir nach den Entbehrungen der letzten Tage sehr angenehm war. Denn das Fleisch der Militärverpflegungs-Anstalten unterwegs war oft so hart und zähe, daß es nur von hungrigen Musketieren zu genießen war, und die Reissuppen mit Speck waren wenig appetitlich. Auch was ich Seitens der Evakuations-Kommission an Proviant für die Beköstigung der Verwundeten und Kranken erhalten hatte, war zum Theil schlecht. Bei meiner letzten Anwesenheit in Epernay hatte ich 12 Schock Eier zu jenem Zweck geliefert bekommen, welche wir, als wir von denselben Gebrauch machen wollten, wegwerfen mußten,

weil sie sämmtlich faul waren, und der mir übergebene Fleischextrakt in Büchsen roch, als wir die letzteren öffneten, abscheulich. Die Evakuations-Kommission sandte mich wieder nach Lagny, der einzigen Pforte für alle, welche von der großen Armee vor Paris heimwärts strebten. Nachmittags fuhren wir ab, und zwar in großer Aufregung, denn ein Johanniter-Ritter in Epernay hatte soeben ein Telegramm aus Versailles mit der Nachricht erhalten, der Kaiser werde morgen in Paris einziehen. Der Gedanke: wenn man doch bei diesem großen, geschichtlichen Vorgange zugegen sein könnte! beherrschte alle Offiziere, mit welchen ich in Epernay verkehrte, und so auch mich. Zwar wußte man nicht, ob die französische Hauptstadt von unseren Truppen ganz oder nur theilweise und ob längere oder kürzere Zeit besetzt werden solle, auch nicht, an welcher Stelle der Einzug des Kaisers erfolgen werde. Auf alle Fälle aber mußte es lohnen, am Einzugstage in Paris anwesend zu sein. Und dies erschien für mich möglich, wenn wir ohne längeren Aufenthalt bis Lagny fahren, und wenn unser Zug nicht sofort sondern erst am 2. März mit Verwundeten beladen wurde. Ich war dann am 1. März dienstlich abkömmlich, und eine Gelegenheit, das nahe Paris, an jenem Tage zu erreichen, mußte sich finden. Aber alle diese Kombinationen erhielten schon in Château-Thierry, wo wir Abends anlangten, einen

bedauerlichen Stoß. Denn der Zug erhielt die Weisung, über Nacht da zu bleiben, konnte also erst am folgenden Mittage in Lagny eintreffen, und dann war es für meine Wünsche zu spät. Schon hatte ich jede Hoffnung aufgegeben, als Assistenzarzt L., welcher noch mehr wie ich darauf erpicht war, nach Paris zu gelangen, auf dem Etappen-Kommando ermittelte, daß gegen Morgen ein von Straßburg kommender Schnellzug Château-Thierry passiren und rasch bis Lagny fahren werde. Freudig begrüßten wir diese unerwartete Aussicht, und nachdem der wohlwollende Etappen-Kommandant zugesagt hatte, die Oberaufsicht über den Zug und über dessen Abfahrt am Morgen zu übernehmen, und ich dem Rendanten für die Zeit meiner Abwesenheit die nöthigen Anweisungen ertheilt hatte, bestiegen wir in der Nacht jenen Schnellzug und gelangten in der That Morgens nach Lagny. Hier meldete ich mich bei der Evakuations-Kommission mit dem Bemerken, daß mein Zug Mittags nachkommen werde, und erfuhr mit großer Befriedigung, daß derselbe erst am folgenden Tage mit Verwundeten und Kranken belegt werden könne. Soweit war Alles günstig verlaufen. Aber, o weh! in Lagny war man besser unterrichtet als in Epernay und wußte, daß der Kaiser von Westen her aus den Elysäischen Feldern durch den Triumphbogen heute in Paris einziehen werde, und nur ein kleiner Theil jener Stadtgegend von unseren Truppen be-

setzt werden solle. Lagny aber lag östlich von Paris, also in gerade entgegengesetzter Richtung. Unsere Anstrengungen, Zeugen des Einzuges zu werden oder mindestens nach Paris hineinzugelangen, waren also vergeblich gewesen. Resignirt gab ich weitere Versuche auf, aber der optimistische und sehr findige Assistenzarzt L. entdeckte einen, wenn auch umständlichen und unsicheren Weg, um wenigstens St. Denis, welches von unseren Truppen besetzt war, zu erreichen, und diesen beschlossen wir zu beschreiten. Es war nämlich ein Proviantzug, beladen mit Mehl und Hafer für das Gardekorps, im Begriff, in Begleitung eines Proviantamts-Beamten und eines Unteroffiziers nach Pantin abzufahren, bis wohin die nach Paris führende Eisenbahn kürzlich wieder fahrbar gemacht worden war. Von dort war St. Denis in 1 oder 1½ Stunden zu Fuß zu erreichen. Abends sollte dieser Zug wieder nach Lagny zurückkehren. Der Proviants-Beamte nahm uns gern als Passagiere mit, und bald rollten wir in einem Güterwagen, dessen eine Seitenwand geöffnet war, mit einer Karte von Frankreich in der Hand behaglich auf einem Haufen Bretter sitzend, durch das uns wohlbekannte Gehölz von Chelles. Es war Kaiserwetter, der Himmel blau und wolkenlos; warme Sonnenstrahlen schmolzen die vorhandenen Schneereste hinweg. Wir erblickten rechts neben uns den Mont d'Avron, links die hochgelegenen Forts Nogent und Rosny, und von

der kleinen Station Noisy ab verriethen eine immer gedrängter werdende Reihe zierlicher, wenn auch verwüsteter Landhäuser und Gärten sowie zahlreicher, aber leerstehender Wirthshäuser und pomphafte, in verblichenen französischen Farben gemalte Ankündigungen an den Mauern die Nähe von Paris. In Pantin, dessen Bahnhof von Garde-Infanterie besetzt war, stiegen wir aus und wanderten sofort rüstigen Schrittes auf der großen, mit langweiligen französischen Pappeln besetzten Straße nach St. Denis zu. Links lagen die nordöstlichen Vorstädte von Paris, von welchen wir nur durch eine im Waffenstillstande vereinbarte neutrale Zone getrennt waren. Posten und Patrouillen von Garde-Ulanen bewachten die uns zugekehrte Grenzlinie, während wir gegenüber in Gewehrschußweite die rothen Hosen französischer Infanterie gewahrten. Denn Reiterei besaßen die Franzosen nicht mehr, da sie die Pferde derselben längst aufgegessen hatten. In St. Denis, wo damals, wenn ich nicht irre, sich das Hauptquartier des Gardekorps befand, wurde Markt abgehalten. Es wimmelte von Soldaten und Offizieren dieses Korps, von aufgefahrenen Feld-Batterien und Munitions-Kolonnen, von Trainwagen, welche Brot, Hafer, Heu, Mehl, Pulver zuführten, von Pferden, welche frisch beschlagen wurden, und von Landleuten in blauen Blousen aus der Umgegend, welche ihre Erzeugnisse an die ausgehungerten Einwohner verkauften. Nachdem

wir in einem Wirthshause mit Zuhülfenahme einer Flasche Champagner zu Mittag gespeist hatten, bestiegen wir den Thurm der alten Kathedrale und genossen von da aus einen zauberhaften Blick auf Paris. Da lag sie vor uns, die ungeheure Stadt, im Norden die häuserbedeckten Höhen des Montmartre, im Südwesten der Invalidendom, in der Mitte die Thürme von Notre-Dame, uns gerade gegenüber im äußersten Westen, dort wo die sinkende Sonne weit den Horizont bestrahlte, der Mont Valérien und diesseits des letzteren der Triumphbogen. Dort war es, wo heute unser Kaiser und König, umgeben von den Führern unseres siegreichen Heeres, seinen Einzug gehalten hatte, dort war es, wo die Unsrigen heute innerhalb der Hauptstadt des feindlichen Frankreichs lagerten. Wir schauten auch nach Osten auf die mit Dörfern und Städtchen besäete Ebene, auf das in derselben vorgeschobene Fort Aubervilliers, auf das Dorf le Bourget, blutigen Andenkens, aber immer kehrten unsere Blicke zurück nach dem fernen Triumphbogen, und unsere Herzen waren mit Freude und Stolz erfüllt. Vom Thurm stiegen wir hinunter in die alten, unterirdischen, einst vom Revolutions-Pöbel geplünderten Königsgrüfte. Der Unteroffizier von dem Proviantzuge in Pantin, welcher sich mittlerweile eingefunden hatte, folgte uns. Es war dort sehr finster; ein Führer war nicht da, und wir hätten so gut wie nichts gesehen, wenn

wir nicht beim Umhertappen auf einen wißbegierigen Landwehrmann gestoßen wären in Mütze, Mantel und Seitengewehr, welcher nicht bloß einen kurzen, gedruckten Führer durch Paris und Umgegend, sondern, was für uns noch wichtiger war, als kluger Soldat auch Zündhölzer und das Ende eines Stearinlichts mit sich führte. Er zündete erst an seinem Mantelärmel das Zündhölzchen, dann mit letzterem den Lichtstumpf an. Es ward plötzlich hell, und, siehe da, wir standen bewundernd vor dem herrlichen Marmorbilde der betenden Königin Marie Antoinette, mit welchem zusammen wir vier lebende Preußen allerdings eine sonderbare Gruppe bildeten. Doch lange war unseres Bleibens nicht; es war die höchste Zeit, den Proviantzug in Pantin aufzusuchen, welcher um 6 Uhr nach Lagny zurückkehren sollte. Wir eilten in Sturmschritt die Mittags durchmessene Straße zurück. Ich sah oft nach meiner Uhr; ihr Zeiger stimmte nicht mit dem an der Kathedrale von St. Denis, und doch handelte es sich um Minuten. Endlich erblickten wir über einen freien Platz hinweg den Bahnhof von Pantin und auf demselben noch den langen, leeren Eisenbahnzug. Aber zu unserm Schrecken hatte er sich schon in Bewegung gesetzt und eben begonnen, langsam davon zu rollen. Der Lokomotivführer sah uns nicht, und der einzige Begleiter des Zuges, der Proviantamts-Beamte, auch nicht; er saß ohne Zweifel in einem Gepäckwagen.

Da begannen wir in rasendem Laufe dem Zuge nachzurennen: ein Schauspiel, geeignet, eher Spott als Mitleid hervorzurufen, welches aufzuführen wir aber durch die Noth gezwungen waren. Denn es gab keine andere Gelegenheit, heute nach Lagny zurückzugelangen; verpaßten wir diese, so konnten wir die Nacht im Bahnhofe von Pantin zubringen und kamen morgen zu spät für unsern Dienst nach Lagny. Ich rannte vorauf und entdeckte, daß glücklicherweise die Seitenwand des letzten Güterwagens geöffnet war. Vermöge in der Jugend geübter Voltigirkünste gelang es mir, nachdem ich eine Weile neben dem Wagen hergelaufen war, mich in denselben hineinzuschwingen und den Unteroffizier, welcher mir auf dem Fuße folgte, mit hineinzuziehen. Mit vereinten Anstrengungen zogen wir beide dann den Assistenzarzt L. nach, welcher zwar sehr kräftig, aber weniger leichtfüßig war. Dann sanken wir völlig athemlos und erschöpft auf einen Haufen leerer Säcke, welche sich in dem Wagen befanden. Nach einer Weile hatte ich mich jedoch soweit erholt, um die herrliche Abendbeleuchtung der malerischen Landschaft, welche wir durchfuhren, bewundern zu können. Die Luft war so klar, daß wir deutlich die schwarze Silhouette der Schildwache mit ihrer in der untergehenden Sonne blitzenden Helmspitze auf dem Wall des Forts Nogent und die auf letzterem im Abendwinde sich leicht bewegende preußische Flagge erkennen

konnten. Erfüllt von den mannigfachen Eindrücken des Tages erreichten wir schließlich wieder den Bahnhof von Lagny. Ich inspizirte sofort meinen Mittags dort angelangten Lazarethzug und überzeugte mich, daß Alles in guter Ordnung war.

Das Einladen der Verwundeten und Kranken, welche, nachdem sie vorher mit Frühstück und frischen Verbänden versehen worden waren, uns zugetragen und zugeführt wurden, vollzog sich am 2. März leicht und glatt, zumal das Wetter schön war. Unter den mir übergebenen Mannschaften fanden sich, abgesehen von einigen Franzosen, die verschiedensten deutschen Stämme vertreten; es waren nämlich 46 Württemberger, 47 Bayern, 81 Preußen und der Rest Sachsen. Der Zug wurde mit Ausnahme des Offizierwagens, in welchem in Folge der früher erwähnten Aufstellung eines kleinen Tisches nebst Spiegel 2 Plätze ausfielen, vollständig belegt.

Kurz vor Abgang stellten die Herren Hallberger, Verleger der Zeitschrift „Ueber Land und Meer", und sein Freund Hackländer, von Versailles kommend, sich vor und baten, bis Epernay mitfahren zu dürfen, was ich gern gestattete. Ich lud sie in den Aerztewagen und bewirthete sie, so gut meine schwachen Mittel es erlaubten. Sie nahmen lebhaftes Interesse an den Einrichtungen des Zuges und an der Fahrt. Der Dienst gestattete mir leider nicht, mit ihnen mich so viel zu

unterhalten, als ich wohl gewünscht hätte. Doch plauderten wir Abends in Epernay, wo der Zug übernachtete, noch ein Stündchen zusammen bei einer Flasche Wein im Hôtel de l'Europe; anderen Morgens in aller Frühe erschienen die Herren noch ein Mal, um Abschied zu nehmen.

Ohne Schwierigkeiten gelangten wir nach Weißenburg. Die Evakuations-Kommission schrieb mir dort einen sehr verwickelten Reiseweg vor. Ich wurde nämlich beauftragt, die Württemberger in Stuttgart, die Bayern in Würzburg, die Sachsen in Zeitz und schließlich die Preußen in Merseburg abzuliefern. Nachts passirten wir den Rhein bei Maxau und erreichten Vormittags über Karlsruhe in rascher Fahrt durch das anmuthige Schwabenland Stuttgart. Es war Sonntag. Städte und Dörfer unterwegs prangten in der Märzsonne und zugleich im Schmucke deutscher und württembergischer Flaggen zu Ehren des zur Zeit in Versailles sich aufhaltenden Königs von Württemberg, dessen Geburtstag gefeiert wurde, und zugleich aus Freude über den mit Frankreich abgeschlossenen Präliminarfrieden. Bisher waren, wie mir mitgetheilt wurde, nur württembergische Lazarethzüge nach Stuttgart gekommen, aber kein preußischer. Unser Erscheinen erregte daher ein gewisses Aufsehen, und wir wurden auf dem Bahnhofe von einem zahlreichen Publikum neugierig empfangen. Mitglieder eines patriotischen Hülfsvereins nahmen uns nicht allein

die Sorge für das Ausladen ihrer Landsleute ab, sondern bewirtheten auch die in den Wagen zurückbleibenden Mannschaften und schließlich das gesammte Heil- und Wartepersonal — mich eingeschlossen — mit Mittagessen, Wein und Bier auf das Freundlichste. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß in den Lazarethen von Ludwigsburg und Heilbronn, welche Städte ich Nachmittags auf der Weiterreise nach Würzburg berühren mußte, eine Anzahl von preußischen Verwundeten sich befände, von welchen viele wohl zum Rücktransport nach Preußen geeignet sein möchten. Obwohl ich in letzterer Beziehung keinen Auftrag von vorgesetzter Stelle hatte, schien es mir doch im militärischen Interesse zu liegen, solche Mannschaften in meinem Zuge heimzuführen, nachdem in letzterem durch Abgabe der Württemberger einige 40 Hängebahren frei geworden waren. Ich richtete daher an die dortigen Kommandanten telegraphisch das Ersuchen, die preußischen transportfähigen Mannschaften mit Waffen und Gepäck behufs Rückführung nach Preußen schleunigst aus den Lazarethen auf die Bahnhöfe bringen und dort die Ankunft meines Zuges abwarten zu lassen. Diesem Ersuchen wurde pünktlich genügt. Als ich nach zweistündigem Aufenthalt in Stuttgart nach dem nahen Ludwigsburg gelangte, fand ich auf dem dortigen Bahnhofe ein buntes Gewimmel von sonntäglich gekleideten Personen, ferner württembergische Offiziere

und Aerzte sowie 15 preußische Soldaten. Letztere schienen sich in einem bereits vorgerückten Stadium der Genesung zu befinden, denn sie waren in einer offenbar durch reichlichen Genuß schwäbischen Landweins hervorgerufenen lebhaften Stimmung. Das Abschiednehmen von Freunden und Freundinnen wollte kein Ende nehmen. Laute Stimmen tönten durch einander; hier drückten Preußen und Württemberger sich die Hände und riefen sich zu: auf Wiedersehen! dort wurde noch ein letzter Trunk gereicht, und ich hatte Mühe, diesen lebhaften Scenen, welche übrigens hübsche Bilder preußischer und württembergischer Waffengemeinschaft boten, ein Ende zu machen. Dieselben brüderlichen Vorgänge wiederholten sich auf dem Bahnhofe von Heilbronn, auf welchem ich 16 preußische Soldaten mit Sack und Pack herzlichen, nur vom militärischen Standpunkte aus zu geräuschvollen und von reichlichem Weingenuß begleiteten Abschied nehmend vorfand und schließlich in meinem Zuge unterbrachte. Dabei beeiferten sich dort, wie in Stuttgart und Ludwigsburg, die einheimischen Herren, insbesondere die anwesenden Aerzte, meine sämmtlichen Mannschaften mit Wein, Bier, Weißbrot und dergleichen zu bewirthen, sowie alle irgend gewünschte Hülfe zu leisten. Ich konnte mich nur dadurch einigermaßen erkenntlich zeigen, daß ich einem besonders gütigen Kollegen eine aus Sedan mitgebrachte gesprengte französische Granate als

Andenken verehrte, über welches er sehr erfreut schien. Auch im Weiterfahren aus dem Neckarthal in das Mainthal sahen wir überall im Sonnenlichte Fahnen wehen und an Haltepunkten sonntäglich gekleidete Menschen, welche uns laut und freudig begrüßten. Die 31 Mann, welche ich in Ludwigsburg und Heilbronn aufgenommen hatte, blieben in aufgeregter Stimmung, welche sich auch dadurch Luft machte, daß einzelne aus ihren Gewehren mit scharfen Patronen Freudenschüsse zu den Wagenfenstern hinaus abgaben. Erst durch die Drohung, Jeden, der sich nicht ruhig verhalte, auf der nächsten Etappen-Station verhaften zu lassen, schaffte ich Ruhe. In Würzburg, wo wir Abends anlangten, wurde ich Seitens der Etappen-Kommandantur im Gegensatze zu dem freundlichen und bereitwilligen Entgegenkommen der württembergischen Militärbehörden mürrisch und verdrießlich empfangen. Obwohl die Evakuations-Kommission in Weißenburg die Abgabe der 46 Bayern in Würzburg bestimmt hatte, und ich demgemäß sofort nach unserer Ankunft diejenigen derselben, welche im Stande waren zu gehen, schon sammt ihren Gewehren und Tornistern hatte auf den Bahnhof bringen lassen, weigerte sich der Etappen-Kommandant, die Leute aufzunehmen: die Lazarethe in Würzburg seien überfüllt, ich solle in der Nacht 17 Mann in Schweinfurt, 14 in Bamberg und 12 in Hof abgeben. Vergeblich machte ich

darauf aufmerksam, daß das dreimalige Halten und Ausladen in der Nacht nicht allein die sämmtlichen Verwundeten des Zuges in gesundheitsschädlicher Weise stören und die Kräfte des bereits erschöpften Pflegepersonals aufreiben müsse, sondern daß dasselbe in der Dunkelheit für die betreffenden Leute auch gefährlich sei. Nur 4 besonders schwache gelang es mir in Würzburg zurückzulassen. Im Uebrigen mußte ich annehmen, daß die Evakuations-Kommission in Weißenburg über die Krankenbestände in den Würzburger Lazarethen schlecht unterrichtet gewesen war, als sie mich anwies, sämmtliche Bayern meines Zuges in Würzburg abzuliefern. Nach Lage der Sache blieb mir indessen nichts Anderes übrig, als mich zu fügen. Verstimmt ließ ich die Bayern, welche schon den Bahnhof betreten hatten, wieder einsteigen, wobei ich Mühe hatte, Aeußerungen des Unwillens derselben über ihre Abweisung in der ersten Station ihres Heimathlandes zu unterdrücken. Nachdem sämmtliche Mannschaften mit Abendkost versehen worden waren, und ich meinen ärztlichen Abendbesuch beendet hatte, bestimmte ich, um unsere Kräfte einigermaßen zu schonen, daß Assistenzarzt L. mit der einen Hälfte des Pflegepersonals das Ausladen in Schweinfurt und Bamberg besorgen, dann aber von mir und der anderen Hälfte unserer Leute abgelöst werden solle. Hierbei wies ich den Assistenzarzt L. ausdrücklich an, einen geisteskranken, delirirenden und

höchst unreinlichen bayerischen Soldaten, der uns in Lagny übergeben, aber in Würzburg zurückgewiesen worden war, als nicht weiter transportfähig jedenfalls in Schweinfurt, als der nächsten Station, abzugeben. Die Unruhe und der üble Geruch, welchen der Unglückliche verbreitete, hatten es bald als unzulässig herausgestellt, andere Kranke in demselben Wagen mit ihm liegen zu lassen. Ich hatte daher, sobald frei gewordene Plätze es gestatteten, die anderen Mannschaften aus dem Wagen verlegt, so daß er allein einen Wagen einnahm; ja ich hatte ihm einen besonderen Wärter beigegeben, welcher, von Mitleid erfüllt, seiner widrigen Aufgabe, wie ich mich bei jedem Besuche des Wagens überzeugte, in aufopfernder Weise sich hingab. Aber ich mußte lebhaft wünschen, den bedauernswerthen Kranken sobald wie möglich abzusetzen, schon um über den Wagen und den Wärter wieder verfügen zu können. Uebermüdet streckte ich mich auf meinen Divan. Unterwegs hörte ich im Halbschlummer an einem Haltepunkte laute Stimmen und einen Wortwechsel, ohne meinerseits Werth hierauf zu legen. Als aber Assistenzarzt L. hinter Bamberg in unser gemeinschaftliches Schlafgemach kam, um mir den Dienst abzutreten und sich zur Ruhe zu legen, meldete er, daß er um 1 Uhr Nachts auf dem Bahnhofe von Schweinfurt von Mitgliedern eines patriotischen Hülfsvereins empfangen worden sei, welche durch Feier

des Friedensabschlusses mit alkoholischen Getränken in hohem Grade angeheitert gewesen seien und sich geweigert hätten, den armen Geisteskranken, welchen er bereits hatte auf den Bahnsteig tragen lassen, ihm abzunehmen; denn das von ihnen eingerichtete Reserve-Lazareth sei für Verwundete bestimmt, nicht für Kranke, am wenigsten für unreinliche. Es hätte vielen Zuredens und schließlich der Drohungen bedurft, um jene Patrioten zu bestimmen, ihren unglücklichen Landsmann bei sich zu behalten. In Bamberg habe man sich beklagt, daß wir so viele Kranke und so wenige Verwundete brächten; als ob erstere der Hülfe weniger bedürftig und weniger würdig wären. Hinter Bamberg herrschte endlich in allen unseren Wagen tiefe Ruhe, aber sie dauerte nicht lange. Der Zug hielt; Lichtschein fiel durch unsere Fenster, laute Stimmen ertönten, draußen und man begann, mit großer Gewalt an der vorderen, nach außen führenden Thür unseres Schlafgemachs zu rütteln, welche wir nicht nur stets verschlossen, sondern auch mit wollenen Decken verhängt hielten. Denn wenn unser Wagen gleich hinter dem der Lokomotive angehängten offenen Kohlenwagen lief, so pflegte durch jene mit einem großen, schlecht schließenden Fenster versehene Stirnthür während der Fahrt ein eisiger Wind auf unsere Schlafstätten zu strömen. Aus dem Halbschlummer erwachend, glaubte ich zuerst an einen Ueberfall von Franctireurs, bis ich mir sagte, daß ein

solcher nicht möglich sei, wir uns vielmehr irgendwo mitten in Deutschland befinden müßten. Verdrießlich trat ich hinaus und nahm wahr, daß eine Anzahl Personen, unter ihnen mehrere uniformirte, theils mit Laternen, theils mit großen Blechkannen außen von Wagen zu Wagen gingen und alle Insassen unter lautem Klopfen und Rufen aufweckten. Mit Mühe gelang es mir, Ruhe zu schaffen. Ich ermittelte nun, daß wir uns auf der Kreuzungsstation Lichtenfels befanden, daß hier vor Kurzem eine Militär-Verpflegungsanstalt errichtet und daß dieselbe von der für mich stets unheilvollen Etappen-Kommandantur in Würzburg telegraphisch von der bevorstehenden Durchfahrt eines Lazarethzuges benachrichtigt worden sei. Hierauf hin hatte der betreffende diensteifrige Proviantamts-Vorsteher große Mengen Reissuppe mit Speck anfertigen lassen, zu deren Genuß er uns Alle, die wir kaum erst ein wenig Ruhe gefunden hatten, um 4 Uhr Morgens alarmirte. Es kostete mich Mühe, dem betreffenden Beamten klar zu machen, daß ich von dem Telegramm aus Würzburg nichts wisse, daß unser Zug nicht Gesunde, sondern Kranke führe, daß letztere am Abend hinlänglich beköstigt worden seien, daß sie in hohem Grade der Ruhe, aber keiner Reissuppe mit oder ohne Speck bedürften, an welchem sich viele derselben nur den Magen verderben würden, und daß ich vollständig in der Lage sei, die Leute aus dem eigenen Pro-

viant des Zuges zu passenden Zeiten passend zu beköstigen; vor Allem möge er uns mit seinen Leuten in Ruhe lassen. Grollend über meine Undankbarkeit zogen die Unholde mit ihren Laternen und Blechkannen sich zurück, und es ward wieder still und dunkel. Aus mir unbekannten Gründen blieben wir mehrere Stunden in Lichtenfels liegen, so daß hinlängliche Zeit blieb, unsere Mannschaften am Morgen mit Kaffee, Weißbrot und Butter aus unseren Vorräthen rasch und bequem zu beköstigen. Erst um 12 Uhr erreichten wir Hof, wo ich die letzten 12 Bayern abgab und dem Rest der Leute Mittagessen verabreichen ließ. In Plauen im Voigtlande wurden wir in einer überaus liebenswürdigen und herzlichen Weise empfangen. Der Bürgermeister und andere angesehene Personen begrüßten uns auf dem Bahnhofe; sauber gekleidete, mitleidig blickende, den sanften sächsischen Dialekt sprechende junge Mädchen gingen von Wagen zu Wagen, nicht nur mit Kaffee und Kuchen, sondern auch mit Sträußchen und Kränzchen, an welchen gedruckte Zettel befestigt waren mit der Inschrift: „Den deutschen Siegern über französischen Uebermuth freundlichsten Gruß die Stadt Plauen". Dieser Empfang und besonders die Vertheilung der mit künstlichem Weinlaub bekränzten Inschriften durch die jungen Mädchen machte den Verwundeten und Kranken auf dem Zuge große Freude, und manches ernste, abgezehrte Gesicht verklärte sich. Aus Ver-

sehen bekam auch ein armer, an den Folgen einer schweren Verwundung darniederliegender Franzose, den man mir in Lagny — ich weiß nicht aus welchem Grunde — mitgegeben hatte, einen solchen Zettel. Ich nahm ihm denselben wieder ab; glücklicherweise hatte er die Inschrift nicht verstanden. Aehnlich war der Empfang in Reichenbach; das Angebot von Bier, Kaffee und Kuchen war groß; ich hatte Mühe, dasselbe im Interesse der Gesundheit meiner Pflegebefohlenen einzuschränken. Noch kurz vor der Weiterfahrt kam ein anmuthiges junges Mädchen in meinen Wagen mit einem selbstgebackenen großen Napfkuchen, in Süddeutschland „Guggelhupf" genannt, und bat mit herzlichen Worten, ich möge denselben unter die Verwundeten und Kranken vertheilen. Von Dank erfüllt fuhren wir weiter; manches in rauhem Kriegsdienste erstarrte Herz hatte sich unter dem zarten Hauche deutscher Jungfräulichkeit erweicht. Erst um 1 Uhr Nachts erreichten wir Zeitz, wo ich 46 Mann vom 12. und 6. Armeecorps an das Reserve-Lazareth abgab, leider unter manchen Schwierigkeiten, denn für deren Empfang wie für den Transport in das dortige Lazareth war in Folge der stattgehabten Friedensfeier mangelhaft gesorgt. Nachdem auch dies Geschäft endlich erledigt war, streckte ich mich auf mein Lager. Der ganze Wagen duftete statt wie gewöhnlich nach Karbolsäure herrlich nach dem Rosinenkuchen, welchen ich auf den Tisch unseres

Vorderraums gestellt hatte, und dieser süße ungewohnte Duft, welcher sich im Traum mit Bildern friedlichen häuslichen Glückes und edler Weiblichkeit vermischte, schenkte mir eine Stunde erquickenden Schlafes. Um 6 Uhr Morgens am 7. März erreichten wir unser Endziel Merseburg, wo ich die übrig gebliebenen Preußen dem die Ersatz-Schwadron des dortigen Husaren-Regiments kommandirenden Rittmeister und dem Kreisphysikus übergab. Seit der Abreise von Soest vor 12 Tagen hatte das Personal des Zuges in keinem Bett geschlafen, und zur Reise von Lagny ab hatten wir 7 Tage und 6 Nächte gebraucht. Den schönen Kuchen überwies ich der Lazareth-Kommission zur Vertheilung an geeignete Verwundete, worauf ich meine Wagen, wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten, nachdem ich sie verschlossen hatte, der Obhut des Bahnhofs-Vorstehers übergab und das Zugpersonal in der Stadt einquartieren ließ. Ich selbst zog in den am Marktplatz gelegenen Gasthof „Zur Sonne".

In Merseburg waren, wie in Soest, eine Menge gefangener französischer Offiziere untergebracht. In beiden Städten hatten sich, wie an den Wirthstafeln erzählt wurde, Damen gefunden, welche keinen Anstand genommen hatten, von jenen Herren sich sogenannte französische Konversationsstunden ertheilen zu lassen. Andererseits schenkten zahlreiche Frauen und Jungfrauen der Stadt den Einrichtungen

unseres Lazarethzuges freundliche Theilnahme, indem sie dieselben Nachmittags, als wir eifrig an der Wiederinstandsetzung der Wagen arbeiteten, besichtigten. Assistenzarzt L. und ich hatten hierbei die Freude, daß patriotische junge Mädchen von dem französischen Epheu, mit welchem die Mannschaften bei Paris die Eingangsthür unseres Wagens geschmückt hatten, Blätter abpflückten und zur Erinnerung mitnahmen.

Schon am Tage nach unserer Ankunft ging mir Seitens des Kriegsministeriums der Befehl zu, so rasch wie möglich nach Frankreich zurückzukehren. Ich beschleunigte daher unsere Ausrüstung und konnte schon am 9. März der Linienkommission in Erfurt melden, daß ich vom 10. Morgens ab zur Rückreise bereit sei, worauf ich an demselben Abend die Weisung erhielt, am 11. Vormittags wieder nach Epernay abzufahren.

VI.

Durch Paris an die Loire. — Zurück bis Altona.

Nach langsamer Beförderung auf der uns wohlbekannt gewordenen Strecke Frankfurt, Saarbrücken, Metz, Mezières, Sedan und Rethel gelangten wir am 14. Abends nach Rheims. Die Bahnhöfe, welche wir passirten, waren mit Kränzen von Tannenzweigen sowie mit deutschen und preußischen Fahnen geschmückt. Heimkehrende lange Züge mit

jubelnden Landwehrmännern, beurlaubten Offizieren, eroberten Geschützen, fürstlichen Fuhrwerken und Pferden begegneten uns. In Rheims, wo es besonders lebhaft zuging, da eine große Abtheilung Reserve-Husaren mit ihren Pferden in Eisenbahnwagen verladen wurde, hatte ich den Verdruß, daß einer meiner Krankenwärter vom rothen Kreuz, welcher mit mehreren Genossen in der Dunkelheit ohne Erlaubniß den Zug verlassen hatte, sinnlos betrunken auf der Straße liegend gefunden wurde; ein anderer dieser Leute war noch am Morgen bei der Abfahrt betrunken. Am 15. kamen wir nach Epernay. Nachdem ich dort meine Dienstgeschäfte erledigt, u. A. die auf der letzten Reise benutzten, zum Theil mit Ungeziefer behafteten Wolldecken gegen reine umgetauscht, sowie Leinenzeug, Verbandgegenstände und Proviant eingenommen hatte, erhielt ich von der Evakuations-Kommission die Weisung, über Paris und Corbeil nach Orléans sowie erforderlichenfalls nach Blois zu fahren, die in französischen Lazarethen zurückgelassenen Verwundeten und Kranken möglichst aufzunehmen und dann über Paris und Epernay nach Weißenburg zu fahren, wohin die Kommission sich nächstens zurückziehen werde. Die französischen Behörden würden die Beförderung des Zuges von Pantin ab innerhalb des den französischen Truppen überlassenen Gebietes übernehmen; doch hätten sie die Bedingung gestellt, daß während der Fahrt durch

Paris weder Uniformen noch Waffen auf dem Zuge gezeigt würden. Uebrigens sollten wir Paris bei Nacht passiren, um Aufsehen zu vermeiden sowie von Chassepot-Kugeln und Pflastersteinen verschont zu werden. Auch warnte mich der Präses der Evakuations-Kommission, Oberstlieutenant v. D., ausdrücklich, grüne Tannenzweige an den Wagen oder an den Mützen der Soldaten innerhalb des französischen Bezirks zu dulden; solche Tannenzweige, meinte er, wirkten auf die Franzosen wie rothe Tücher auf Puthähne.

Bei der Aussicht, noch ein Mal tief nach Frankreich hineinfahren zu sollen, während Tausende von Landwehrmännern und Reservisten freudestrahlend an mir vorbei nach Hause dampften, wurde mir zuerst etwas weich ums Herz. Aber rasch überwog nicht bloß das gewöhnliche militärische Pflichtgefühl, sondern auch der Reiz der mir gestellten ziemlich abenteuerlichen Aufgabe, in deren Uebertragung ich zugleich den Beweis eines mir geschenkten besonderen Vertrauens zu erblicken glaubte. Die Lösung derselben gestaltete sich übrigens viel schwieriger und verwickelter, als die Evakuations-Kommission gedacht hatte, deren Voraussetzungen von Anfang der Reise an nicht zutrafen. Zunächst gelangten wir nicht, wie angenommen war, am 15. Abends nach Pantin, um von da in der Nacht durch Paris gefahren zu werden, sondern wegen Verstopfung der Bahn mit heimkehrenden Eisen-

bahnzügen nur bis Meaux und lagen erst am folgenden Morgen auf dem Bahnhofe von Pantin. In der Nacht war viel Schnee gefallen, welcher jedoch unter den Strahlen der Märzsonne rasch zu schmelzen begann. Die deutsche Lokomotive war abgefahren, und wir erwarteten die französische, welche uns weiter führen sollte. Da wir nunmehr die Aussicht hatten, Paris nicht in der Dunkelheit, sondern bei Tage zu passiren, so benutzte ich die Zwischenzeit, um uns für unseren Durchzug angemessen vorzubereiten. Zu diesem Zweck verbot ich meinen Mannschaften auf das Strengste, während der Fahrt und des Aufenthalts in Paris die Wagen zu verlassen oder die Trittbretter zwischen denselben zu beschreiten. Dann entzogen wir dem erhaltenen Befehl gemäß, die wenigen Waffen, welche der Assistenzarzt des Zuges und ich mit uns führten, dem Anblick, indem wir dieselben unter die Wolldecken unserer Lagerstellen schoben, aber der vorgeschriebene Umtausch unserer Uniformen gegen Civilkleidung war in Ermangelung der letzteren schwierig. Es gelang mir indessen, von einem der Heilgehülfen, welcher freilich sehr korpulent war, einen weiten Flausrock und von dem süddeutschen Koch einen leider sehr romantisch aussehenden ober-bayerischen Hut mit einem Gemsbart und einer Spielhahnfeder zu leihen. So fehlte mir nur ein großer Schleppsäbel und eine rothe Schärpe, um für einen elsässischen Franctireur gelten zu können. Der die

Wache auf dem Bahnhofe von Pantin befehligende Lieutenant vom 2. Garderegiment, mit welchem ich vor dieser Umkleidung auf dem Bahnsteige auf- und abgehend ein wenig geplaudert hatte, war denn auch von meinem veränderten stylvollen Aussehen entzückt, meinte aber freundlich, dasselbe würde mir nichts helfen; bei der in Paris herrschenden Anarchie würden wir doch Alle massakrirt werden, da ja auf jedem unserer Krankenwagen mit großen Buchstaben die Inschrift „Hannover" stände.

In Erwartung dieses Massakres betrachtete ich sorglos, wie die Gewöhnung an kriegerisches Leben es mit sich bringt, und neugierig das bunte Leben, welches sich auf dem Bahnhofe entwickelte. Es wurde nämlich damals Seitens der deutschen Behörden für den militärischen Personenverkehr täglich ein durchgehender Schnellzug von Pantin nach Straßburg abgelassen, in welchem auch eine beschränkte Anzahl solcher Civilpersonen, welche mit deutschen Pässen versehen waren, befördert werden durfte. Zu diesem Zuge fand ein großer Andrang von Personen statt, welche während der Belagerung gezwungener Weise sich in Paris aufgehalten hatten und nach Aufhebung derselben eilten, den Boden, welcher unter ihren Füßen brannte, zu verlassen und den Fleischtöpfen des Ostens sich zuzuwenden. Dieser Zug war an jenem Morgen im Begriff abzufahren. Ein Fiaker nach dem anderen, hoch beladen mit Koffern und Körben, meist mit Damen

besetzt, arbeitete sich von Paris her durch den Schnee mühsam zu dem kleinen Bahnhofe hindurch. Aber die freien Plätze waren rasch vergeben, und ein großer Theil der Reisenden mußte trotz lebhafter Verhandlungen mit den deutschen Bahnbeamten enttäuscht und in halber Verzweifelung die weite und mühselige Wagenfahrt zurück nach Paris antreten. Als der Schnellzug endlich abgegangen und es auf dem Bahnhofe wieder still war, erschien von dorther eine von einem deutsch redenden Elsässer geführte Lokomotive, spannte sich vor unseren Zug und schleppte denselben durch eine Unzahl von Lokomotiven, welche man während des Krieges von den peripherischen Bahnstationen des Ostens nach dem Centrum in Sicherheit gebracht hatte, und welche noch stumm und schneebedeckt in langen Reihen hinter einander standen, nach dem Straßburger Bahnhofe. Hier war es still und öde. Nach einer kurzen Unterredung mit einigen mürrischen Bahnbeamten wurde der Zug auf ein anderes Gleise gesetzt und dann langsam auf der sogenannten Gürtelbahn zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten Belleville, La Villette, Menilmontant und Vincennes hindurch über die Seine geschleppt. Es war dies der kritische Theil der pariser Reise. Ich stand auf dem Trittbrett meines Wagens, welcher der letzte im Zuge war, und beobachtete gespannt die Häuser und Straßen, zwischen welchen wir vorüber fuhren. Die Bahn

verlief, mit Ausnahme einiger tiefer Einschnitte, auf der Höhe der Straßen, welche von der inneren Stadt nach den genannten östlichen Vorstädten führen, und deren Uebergänge während unserer Vorbeifahrt durch Schlagbäume gesperrt waren. Hinter letzteren hatten sich rechts und links größere und kleinere Gruppen von Vorübergehenden und Neugierigen angesammelt. Der Lieutenant der Wache in Pantin hatte so Unrecht nicht gehabt; die auf 20 Wagen sich wiederholende Inschrift „Hannover" belehrte die Leute, welcher Nation unser Zug angehörte. Zwar wurden wir nicht umgebracht, aber drohende Fäuste erhoben sich; die Rufe „Prussiens", „Pilleurs", „Pendules", sonderbarerweise auch „Prisonniers", ertönten, und ein Steinwurf zerschmetterte ein Fenster des Küchenwagens. Da indessen starkes Schneegestöber eingetreten war, und der Zug seine, wenn auch langsame Fortbewegung nicht unterbrach, entschwanden wir den Blicken zu rasch, um ernstlich angegriffen oder geschädigt werden zu können, und gelangten glücklich auf den Bahnhof von Orléans. Nachdem ich das von unserem Koch inzwischen bereitete Mittagessen unter meine Leute hatte vertheilen lassen und nach kurzer Verständigung mit dem französischen Bahnhofs-Vorsteher fuhren wir südwärts weiter. Unterwegs legte ich meine Uniform wieder an.

Nach den Waffenstillstandsbedingungen sollte das Gebiet zwischen Seine und Loire von unseren

Truppen geräumt werden, und die Seine die Scheidelinie zwischen denselben und den französischen Heeren bilden. Als die Evakuations-Kommission in Epernay meinen Zug an die Loire sandte, war sie der Meinung, daß Orléans noch in unseren Händen sei. Auf dem Bahnhofe von Juvisy begegneten wir jedoch einem langen preußischen Militärzuge, welcher, wie ich bei dem kurzen Halt beider Züge rasch ermittelte, den letzten Kommandanten und die letzten Reste der Besatzung von Orléans führte und mit Umgehung von Paris nach Osten bringen sollte. Der General, bei welchem ich mich meldete, war erstaunt, einem noch nach der Loire fahrenden Lazarethzuge zu begegnen, und theilte mir mit, daß Orléans am folgenden Tage von französischen Truppen besetzt werden solle; ein Oberstabsarzt in seiner Begleitung rieth mir dringend, sofort umzukehren. Indessen erfuhr ich, daß eine erhebliche Menge deutscher Verwundeter und Kranker dort in französischen Händen zurückgelassen sei. Ich konnte mir ferner sagen, daß eine so große Armee, wie die des Prinzen Friedrich Karl, auf ihrem Rückmarsche in den längs der Eisenbahn gelegenen Orten Kranke zurückgelassen haben müsse, welchen ich durch Aufnahme in meinen Zug eine Wohlthat erweisen könne. Aber auch hiervon abgesehen, hielt ich mich nicht für befugt, ohne zwingende Gründe und auf bloßes Abreden von nicht zuständiger Seite mich dem mir gewordenen dienstlichen Auftrage zu

entziehen und unverrichteter Sache nach Epernay zurückzukehren. So fuhren wir denn, nachdem der Militärzug, dessen Insassen — Soldaten und Offiziere — sich in der fröhlichsten Stimmung befanden, unter dem Gesange der „Wacht am Rhein" heimwärts davongerollt war, in entgegengesetzter Richtung weiter. Die Eisenbahn südlich von Corbeil läuft auf großen Strecken der nach Orléans führenden Landstraße parallel. Wir kamen nur langsam vorwärts, und ich konnte vom Trittbrett meines Wagens aus mit Muße wahrnehmen, daß Hunderte von Mobilgarden mit Tornistern auf dem Rücken und mit Stöcken in der Hand, aber ohne Gewehre auf der Landstraße in der Richtung nach Orléans in größeren und kleinen Gruppen regellos dahin wanderten. Auf dem Bahnhofe von Etampes, auf welchem wir anhielten, ungefähr in der Mitte zwischen Paris und Orléans, hatten sich große Knäuel solcher Leute angesammelt, welche laut und lebhaft durch einander schwatzten. Mit Mühe drängte ich mich zu dem französischen Bahnhofs-Vorsteher durch, welchen sie mit Fragen bestürmten, und erfuhr, daß der Bahnbetrieb auf der ganzen Strecke Paris — Orléans bereits in französische Hände übergegangen, in Etampes aber noch ein im Abmarsch begriffenes preußisches Etappen-Kommando vorhanden sei. Sofort beschloß ich, bei letzterem anzufragen, ob etwa für einen Lazarethzug geeignete Kranke sich am Orte befänden, und

bat zu diesem Zweck den Bahnhofs-Vorsteher, meinen Zug nur so lange halten zu lassen, bis ich vom Etappen-Kommando zurückgekehrt sei. Der Mann versprach dies. Zur größeren Sicherheit stellte ich noch meinen Eisenbahnschlosser neben die Lokomotive mit dem Auftrage, die Abfahrt des Zuges bis zu meiner Rückkehr zu verhindern, und stürzte dann fort in die Stadt, in welcher ich bald einen preußischen Posten vor einem Hause erblickte und den Etappen-Kommandanten, einen Kavallerie-Offizier, noch antraf. Meine Vermuthung bestätigte sich; theils die bisherige Besatzung von Etampes, theils die durchmarschirenden Truppen hatten Kranke zurückgelassen, deren Schicksal, wenn man sie den Franzosen überließ, unsicher war, und ich kam sehr erwünscht. Mit wenigen Worten verständigten wir uns dahin, daß ich von Orléans aus Tag und Stunde meiner Rückfahrt durch Etampes telegraphiren solle, damit die zum Transport geeigneten Mannschaften zu jener Zeit auf dem Bahnhofe behufs Aufnahme in meinen Zug bereit gehalten würden. Ohne weiteren Aufenthalt eilte ich dann zum Bahnhofe zurück, aber — zu meiner großen Bestürzung — mein Zug mit sämmtlichen Mannschaften war verschwunden. Der Bahnhofs-Vorsteher, den ich heftig zur Rede stellte, hatte unter dem Ansturm der Mobilgarden den Kopf verloren. Zu seiner Entschuldigung führte er an, er habe erst gestern seinen Dienst von den Preußen übernommen,

der Bahnbetrieb sei noch ganz ungeregelt; übrigens käme bald ein leerer Wagenzug von Paris, welcher die Mobilgarden nach Orléans bringen solle; mit diesem Zuge könne ich dorthin nachfahren.

Die Aussicht auf diese Reisegelegenheit hatte wenig Verlockendes; indessen blieb mir kaum etwas Anderes übrig, als dieselbe zu benutzen. Ein feiner Regen fiel hernieder, und die Abenddämmerung brach herein. Verstimmt und über das Schicksal meines abgefahrenen Zuges beunruhigt, schlug ich den Mantelkragen in die Höhe und wartete ungeduldig auf die Ankunft des französischen Zuges. Bald aber fesselten die Vorgänge auf dem Bahnsteige meine Aufmerksamkeit. Nicht minder ungeduldig wie ich standen die Mobilgarden umher; getrennt von den Soldaten, eine eben so laute, kühn und herausfordernd mich anblickende Gruppe von Offizieren. Es fiel mir auf, daß zwischen diesen und den Soldaten gar keine Verbindung stattfand; die Truppenverbände waren offenbar aufgelöst, und die Soldaten standen nicht mehr unter militärischem Kommando. Ja, zu meiner Verwunderung traten verschiedene Soldaten nicht an die französischen Offiziere, sondern ohne Abscheu vor meiner preußischen Uniform an mich heran und erkundigten sich harmlos mit französischer Lebhaftigkeit, ob der Zug, welcher sie nach Orléans bringen solle, nicht bald ankommen werde, und warum er nicht schon da sei. Während solcher

Unterhaltungen hörte ich plötzlich feste militärische Tritte, welchen bald das Kommando „Halt" und „Gewehr ab" folgte. Erstaunt sah ich mich um und erblickte eine preußische Infanterie-Abtheilung von einem Unteroffizier und 3 Mann, welche das auf dem Bahnhofe befindliche Wachtlokal besetzte. Bald ging vor letzterem mit „Gewehr über" ein Posten auf und ab, gleichgültig auf die umherstehenden gaffenden Franzosenhaufen blickend. Mit einem zweiten Posten, welchen ein Gefreiter mitten durch die Franzosen hindurch führte, wurde ein in der Nähe aufgefahrener Munitionswagen besetzt. Wie ich ermittelte, gehörten die Mannschaften einem auf dem Rückmarsch von Le Mans nach Corbeil begriffenen Bataillon des 3. Armeekorps an. Der Gegensatz zwischen preußischem und französischem Wesen trat mir mit Macht vor die Augen, und mein preußisches Herz schlug höher. Mittlerweile war es dunkel geworden, und der Regen fiel stärker. Da rasselte der von Paris erwartete Bahnzug heran, und die Mobilgarden stürzten sich unter lautem Geschrei in die leeren, von keiner Laterne erhellten Wagen, welche rasch gefüllt waren. Ich konnte es trotz meiner Ungeduld, nach Orléans zu gelangen, nicht für passend halten, mit entlassenen französischen Soldaten und Offizieren mich in einen jener niedrigen dunkeln Wagen zu drängen und in denselben, jeder Unbill ausgesetzt, mehrere Stunden lang gemeinschaftlich zu reisen. Aber was thun?

Da erblickte ich hinter der Lokomotive einen offenen sogenannten Lowry, auf welchem ein anscheinend einem höheren Pariser Offizier gehörender verschlossener Wagen mit Stricken befestigt war. Ich stellte mich resignirt neben denselben, es vorziehend, dem Regen mich Preis zu geben statt den Franzosen, wobei mir die Schiller'schen Verse einfielen: „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, jedoch das Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn." Ein paar Schaffner eilten mit Laternen umher, schlossen rasch die Wagenthüren, und der Zug sollte eben abfahren, als sie mit Erstaunen mich auf dem Lowry stehend entdeckten. Ich gab ihnen kurz Zweck und Ziel meiner Reise an und war erfreut, als sie mich höflich einluden, mit ihnen in den Gepäckwagen zu steigen. In letzterem fand ich Platz auf einer Kiste; eine Laterne erhellte ein wenig den Raum; die braven Schaffner hockten, leise mit einander plaudernd, in meiner Nähe, ohne weiter Notiz von mir zu nehmen, und ich hatte Zeit, über meine sonderbare Situation im Geheimen zu lächeln. Wir passirten die Station Thury, welche mir insofern interessant war, als in der Nähe derselben mein jüngerer Bruder, welcher dem 9. Armeekorps angehörte, durch einen Gewehrschuß am Knie verwundet worden war, und längere Zeit dort in einem Lazareth gelegen hatte. Gegen Mitternacht erreichten wir Orléans. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß, als ich mich von den beiden

Schaffnern mit einigen Dankesworten verabschiedete, und dem einen von ihnen ein Fünffrankenstück in die Hand drücken wollte, derselbe zu meiner Ueberraschung die Annahme kurz ablehnte. Von dem Bahnhofs-Vorsteher in Orléans erfuhr ich, daß mein Zug angekommen sei und auf dem Güterbahnhof stehe. Nach langem Umherstolpern auf den nassen Schienen des sehr weitläuftigen, völlig dunkeln Platzes zwischen langen Reihen leerer Wagen entdeckte ich endlich einen schwachen Lichtschein, auf welchen ich zuging, und siehe da, derselbe strömte von der Laterne in meinem Wagen aus. Mit einer gewissen Rührung las ich an den sich anschließenden Wagen die Inschrift „Hannover", und betrat dann, von Dr. L. und meinen noch nicht zur Ruhe gegangenen Leuten freudig begrüßt, wieder heimischen Boden, wenn derselbe auch nur aus Brettern eines Eisenbahnwagens bestand.

Am folgenden Morgen hatte der Regen aufgehört; die Sonne schien hell, und die Luft war mild. Für meine weiteren Pläne war es von Wichtigkeit, zu erfahren, ob in Blois eine größere Anzahl von Verwundeten und Kranken unseres Heeres zurückgelassen und somit eine Ausdehnung meiner Reise bis dorthin geboten sei. Da diese Stadt noch früher als Orléans von den Unsrigen geräumt sein mußte, und eine deutsche Behörde dort nicht mehr vorhanden sein konnte, so bat ich vom Bahnhofe aus den Maire von Blois telegraphisch

um Auskunft. Dann suchte ich das große Krankenhaus Hôtel Dieu auf. Keine einzige deutsche Uniform begegnete mir auf dem langen Wege. Die meinige erregte bei den mir begegnenden Personen unangenehmes Aufsehen, und die rothbekreuzte Genfer Binde am Aermel schützte mich nicht vor haßerfüllten Blicken. Unter Führung des französischen Chefarztes, der mich höflich empfing, und eines preußischen, in Orléans zurückgelassenen Assistenzarztes durchwanderte ich dann, von Bett zu Bett gehend, die langen Säle, in welchen etwa 80 von unseren Truppen zurückgelassene Verwundete und Kranke lagen. Letztere bestanden hauptsächlich aus Typhus-, Ruhr- und Pocken-Kranken; die anderen hatten meist alte eiternde Schußfrakturen an den unteren Gliedmaßen mit Caries von Knochen oder Gelenken. Ich war tief ergriffen nicht bloß von dem Anblick so vieler und schwerer Leiden, sondern auch von dem Gedanken, daß die braven Soldaten der Pflege fremder und feindlicher Personen hatten überlassen werden müssen, mit welchen sie sich nicht ein Mal durch die Sprache verständigen konnten. Manch' tiefer Schmerzenszug schwand denn auch auf den abgezehrten blassen Gesichtern bei meinem tröstenden Zuspruch in der Muttersprache und bei der Aussicht, heimwärts geführt zu werden. Zwar schien den Leuten keine schlechtere Behandlung und Pflege zu Theil zu werden als französischen Soldaten. Aber eine hydropathische Be-

handlung des Typhus war den französischen Aerzten nicht geläufig und fand nicht statt. Andererseits betrachtete ich die Behandlung so vieler eiternder Wunden in einem alten, bezüglich Ventilation, Kanalisation und Desinfektion hinter hygienischen Ansprüchen zurückgebliebenen Spital mit zweifelnden Blicken. Unter diesen Umständen sowie in Berücksichtigung des schönen Frühlingswetters und der Nähe von Corbeil, welches, wie ich annahm, als am rechten Seineufer gelegen von unseren Truppen besetzt sein und wo sich dann auch ein deutsches Kriegslazareth befinden mußte, bezeichnete ich eine große Anzahl von Kranken wie von Verwundeten zum Transport.

Gegen Mittag auf den Bahnhof zurückgekehrt, erfuhr ich, daß im Hôtel Dieu zu Blois sich noch kranke und verwundete Preußen befänden. Sofort beschloß ich, dorthin aufzubrechen und traf mit dem höflichen und gefälligen Bahnhofs-Vorsteher die nöthigen Verabredungen. Nachdem ich befohlen hatte, daß keiner meiner Leute den Bahnhof verlassen dürfe, und das Kommando an den Assistenzarzt L. übertragen hatte, fuhr ich mit dem Aerztewagen, in welchen ich Proviant, Verbandgegenstände und einige Arzneien hatte tragen lassen, drei Krankenwagen und acht meiner Leute, welche sich freiwillig zur Mitfahrt gemeldet hatten, Nachmittags dorthin ab. Der Bahnhofs-Vorsteher hatte die Wagen an einen nach Le Mans fahrenden

Personenzug hängen lassen und gab mir anheim, Abends mit einem von Tours kommenden und nach Orléans fahrenden Zuge zurückzukehren. Leider hatte ich weder Muße noch Stimmung, geschichtlichen Erinnerungen und Naturempfindungen mich hinzugeben, welche dem unbefangenen Vergnügungs-Reisenden bei einer Fahrt längs der Loire quer durch Frankreich sich aufdrängen müssen. Nach zweistündiger Fahrt in Blois angelangt, sicherte ich zunächst durch Rücksprache mit dem Bahnhofs-Vorsteher, welcher, im Gegensatz zu seinem Kollegen in Orléans, mich mit mürrischen, feindlichen Blicken maß, meinen Rückzug mit dem um 10 Uhr Abends die Station passirenden Zuge. Bis dahin wurden meine Wagen auf ein Nebengleise gesetzt. Dann kleidete ich mich wieder in das geschmackvolle Civilkostüm, welches ich auf der Fahrt durch Paris getragen hatte, ließ aber die Genfer Binde fort, da dieselbe nur geeignet war, die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Und ich hatte Recht gethan. Denn als ich mit dem Koch, welchen ich, wegen seiner Anhänglichkeit an meine Person, als Begleiter und Diener mitgenommen hatte, auf dem Wege zu dem am Loire-Quai gelegenen Hôtel Dieu in die malerisch bergauf und bergab sich hinziehenden, von dem prächtigen Königsschlosse der Valois überragten Straßen gelangte, befanden wir uns unter den Truppen einer auf dem Vormarsche nach Nord-Osten begriffenen Di-

vision der französischen Loire-Armee. Es wimmelte von allen Waffengattungen, von hin und herfahrenden Wagen mit Stroh, Hafer und dergleichen, von Pferden, welche beschlagen wurden, und von durcheinander aufgefahrenen Geschützen und Munitionswagen. Die zahlreichen Cafés und Estaminets waren überfüllt mit Absinth trinkenden Soldaten und Offizieren. Was aber am meisten meine Blicke fesselte, waren die Franctireurs, welche sich zu Hunderten zwischen den Angehörigen des regelmäßigen Heeres bewegten. Die meisten trugen Blousen oder Schnurröcke in mannigfachen Farben, Kalabreser, Hüte mit rothen Federn oder Federbüschen, rothe oder blauweißrothe Feldbinden mit Pistolen oder Revolvern in denselben und Schleppsäbel in gelben Messingscheiden. Solche phantastische Kostüme, so feurig blickende schwarze Augen, solche malerische kriegerische Posen hatte ich in Deutschland nur auf der Bühne gesehen; ich glaubte mich zwischen lauter Fra Diavolos und Zampas zu bewegen. Mein noch sehr jugendlicher Koch mit seiner weichen rheinfränkischen Natur war denn auch ganz erschrocken und drängte sich ängstlich an mich. Mir aber fielen unwillkürlich unsere schlichten, graubemäntelten Landwehrmänner ein.

Im Hôtel Dieu fand ich 14 Kranke, unter ihnen 3 Pockenkranke und 2 Verwundete, gut untergebracht und wohl verpflegt durch barmherzige Schwestern vom Orden St. Vincent, welche ebenso

wie ein junger Arzt, welchen ich dort antraf, mir freundlich und höflich entgegenkamen. Die Pockenkranken schloß ich zum großen Schmerz der armen Leute, so schwer es mir auch wurde, vom Transport unbedingt aus; die übrigen 11 Mann aber bestimmte ich zur Rückführung. Da Keiner derselben im Stande war, zu gehen oder in einem gewöhnlichen Fuhrwerk gefahren zu werden, beschloß ich, sie Abends durch meine Leute auf Bahren in unseren Zug tragen zu lassen. Die Schwestern und der Arzt versprachen, die Verwundeten vorher zu verbinden, zu beköstigen und alles Nöthige für den Transport vorzubereiten. Nach diesen Einleitungen eilte ich mit dem Koch durch das kriegerische Getümmel in der Stadt zum Bahnhofe zurück, ließ eine Anzahl Lagerstellen in Stand setzen, die Wagen heizen und, als es zu dunkeln begann, die Laternen in denselben anzünden. Dann verschloß ich die Wagen und ging mit meinen 8 Mann, welche vier aus den Wagen entnommene Bahren trugen, zum Hôtel Dieu zurück. Der Transport der Kranken auf der weiten Strecke bis zum Bahnhofe war nicht leicht. Unterwegs mußten die Träger die Bahren oft niedersetzen, weil ihre Kräfte versagten; der Mangel an Tragegurten machte sich sehr unliebsam bemerkbar, und mehrere Male mußte ich selbst mittragen helfen. Dankbar erwähne ich, daß der mitleidige Arzt aus dem Hôtel Dieu unaufgefordert uns als Sauvegarde begleitete und

zum Bahnhofe durch stille Nebenstraßen führte, in welchen wir, zumal wir so geräuschlos wie möglich marschirten, nur geringes Aufsehen erregten. Dann lagerten wir die vier Kranken in einen der Wagen. Ich verschloß dann letzteren wieder, und wir wiederholten das mühsame Transportwerk noch zwei Male, bis wir sämmtliche 11 Mann glücklich geborgen hatten. Dies hatte aber so viel Zeit gekostet, daß ich bei dem letzten Transport die größte Besorgniß hegte, der Bahnzug von Tours, mit welchem wir nach Orléans zurückfahren wollten, könne vor unserer Rückkehr anlangen, meine 5 verschlossenen Wagen mit den 8 in denselben ruhenden Kranken, ohne sich um den Inhalt zu kümmern, anhängen und nach Orléans mitnehmen, mich aber mit meinen sämmtlichen Mannschaften sowie mit den letzten von uns getragenen 3 Kranken auf dem Bahnhofe zurücklassen. Wir mußten, um dies zu vermeiden, zuletzt alle unsere Kräfte aufbieten. Glücklicherweise verspätete sich die Ankunft des erwarteten Zuges, und wir erreichten ohne Zwischenfall nach Mitternacht wieder den Bahnhof von Orléans, wo ich die Wagen noch in der Nacht mit dem dort stehen gebliebenen größeren Theil meines Lazarethzuges wieder vereinigen ließ.

Anderen Morgens suchte ich, nach Inspektion des Zuges und der Kranken, in Civilkleidung, aber ohne die auffallende Genfer Armbinde, den französischen Kommandanten auf, um mir den erforder-

lichen Befehl zur Auslieferung der transportabeln Kranken und Verwundeten an mich zu erwirken und womöglich seine Unterstützung beim Transport derselben aus dem Spital nach dem Bahnhofe zu verschaffen. Der Weg führte mich an der Kathedrale vorbei quer über den großen Platz Jeanne d'Arc, an welchem das Hôtel de ville liegt und welcher durch eine Bildsäule der in kühner Stellung zu Pferde sitzenden Jungfrau von Orléans geziert ist. Hier herrschte ein lärmendes Getümmel von hunderten, theilweise stark berauschten entlassenen Mobilgarden, welche von der Mairie Quartieranweisungen verlangten, aber nicht oder nicht schnell genug für ihre Wünsche erlangen konnten. Offiziere sah ich nicht und von Disciplin entdeckte ich keine Spur. Als ich mit unbehaglichem Gefühl durch diese wüsten feindlichen Haufen mich durchdrängte, trat zu meiner Verwunderung ein französischer Soldat an mich heran mit der Frage, ob ich ihm nicht den Weg zur Kommandantur zeigen könne: er sei krank und wünsche in das Spital aufgenommen zu werden. Vermuthlich hatte der philiströse Flausrock, welchen ich trug, ihm Vertrauen eingeflößt, und er hielt mich für einen Bourgeois von Orléans. Nachdem ich schon während meines unfreiwilligen Aufenthalts auf dem Bahnhofe von Etampes von französischen Soldaten trotz meiner preußischen Uniform als Vertrauensperson angesehen worden war, fühlte ich mich sehr geschmeichelt,

daß mir dasselbe jetzt in Civil-Verkleidung widerfuhr. Ich entgegnete ihm, daß ich mich gerade auf dem Wege zur Kommandantur befände; er möge nur mitkommen. So wanderten wir denn zusammen weiter. Seine Begleitung durch die tobende Mobilgarden-Menge hindurch war mir sehr erwünscht; er plauderte harmlos mit südlicher Lebhaftigkeit, und ich bemühte mich, meinem Französisch möglichst nasale Accente zu geben. Schließlich und als er bemerkte, daß ich des Weges wenig kundig war, wurde er zwar irre an mir, und meinte, ich sei wohl kein habitant d'Orléans. Mittlerweile hatte ich jedoch zum Glück die Kommandantur entdeckt und verabschiedete mich von ihm, nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, ich sei ein Prussien, worüber er ein höchst verdutztes Gesicht machte.

Nachdem ich mich in einem Bureau gemeldet hatte, wurde ich zu einem Obersten geführt, welcher mich mit einer den Umständen angemessenen kühlen Höflichkeit empfing und mir erklärte, daß der Transport der Kranken, um kein Aufsehen zu erregen und die Sicherheit derselben nicht zu gefährden, erst nach Einbruch der Dunkelheit erfolgen dürfe. Militärischen Schutz könne er nicht gewähren, werde aber Abends zwei Omnibusse für solche Leute, welche das Fahren ertragen könnten, zum Hôtel Dieu schicken mit einem Sergeant de ville zur Begleitung; an Fuhrkosten solle ich 30 Ctmes. für den Kopf bezahlen. Ich war hiermit einverstanden und

eilte in das Hôtel Dieu, in welchem ich, mit dem Chefarzte von Bett zu Bett gehend, noch ein Mal mich über den Zustand jedes einzelnen Verwundeten und Kranken unterrichtete. Auf einer mir übergebenen Liste bezeichnete ich diejenigen, welche Abends zur Aufnahme in den Lazarethzug abgeholt werden sollten; Ruhr- und Pockenkranke sowie Typhuskranke mit unbedingt schlechter Prognose schloß ich aus. In der Auswahl der übrigen aber ging ich weiter, als dies unter anderen Umständen geschehen wäre. Unter denen, welche ich anfangs übergehen wollte, bat einer mit schwacher Stimme, ihn nicht unter Franzosen sterben zu lassen; ein anderer richtete flehende Blicke auf mich, welche denselben Wunsch ausdrückten; einer flüsterte: er wolle lieber unter Landsleuten sterben als unter Feinden. Ich hätte kein Herz haben müssen, um solchen Bitten zu widerstehen; auch die Euthanasie hat ihre Rechte. Dabei berücksichtigte ich die vielfach von mir beobachteten günstigen Wirkungen der Beförderung in einem Lazarethzuge auf das Befinden der aus Spitälern nach langem Aufenthalt in denselben kommenden Kranken, vor Allem aber das sonnige Frühlingswetter und die Nähe von Corbeil und Lagny; denn ich rechnete mit Sicherheit darauf, solche Kranke in einem, höchstens zwei Tagen an eines der dortigen deutschen Lazarethe abgeben zu können. So bestimmte ich denn 2 Offiziere und 74 Soldaten zur Mitnahme. Der

sehr verständige Chefarzt versprach, dieselben von 7 Uhr Abends ab nach gereichter Abendkost und frisch verbunden sammt ihrem Gepäck zum Abholen bereit zu halten. Dann suchte ich einen Gasthof auf, in welchem während der Besetzung von Orléans durch deutsche Truppen unsere Offiziere verkehrt hatten. Der gefällige Wirth machte mich mit einem dort noch wohnenden Delegirten der freiwilligen Krankenpflege bekannt und wies uns, um uns vor Belästigungen zu sichern, und in seinem eigenen Interesse ein abgelegenes Zimmer an, in welchem wir gemeinsam ein Paar harte Kotelettes und eine Flasche rothen Loire-Weines in nicht eben gemüthlicher Stimmung zu uns nahmen, bis ein Auflauf vor den Fenstern und dünne Trompetenklänge uns auf die Straße lockten. Mitten unter der aufgeregten, vive la France rufenden Menschenmenge stehend, wurden wir Zeugen des Einzuges einer Batterie des von der unteren Loire her einrückenden Heeres des Generals Chanzy. Auf abgetriebenen Pferden, das Lederzeug vielfach durch Stricke ersetzt, jeder Reiter mit anderem Sitze, aber keiner ohne theatralische Pose und jeder mit der Miene eines triumphirenden Siegers, zogen Offiziere und Mannschaften, Cigarretten rauchend, Säbel und Reitpeitschen in gefährlicher Weise schwingend, ordnungslos mit ihren Geschützen unter dem Jubelruf des Volkes an uns vorüber. Für preußische Augen ein sonderbarer Anblick, der mich lebhaft

an den Einzug einer Kunstreitertruppe in einen deutschen Marktflecken gemahnte!

Zum Bahnhofe zurückgekehrt, ließ ich die Wagen und Lagerstellen unter Leitung des Assistenzarztes L. zur Aufnahme der Verwundeten und Kranken in Stand setzen, und nahm einen fußkrank auf dem Marsche zurückgebliebenen Kanonier vom 9. Armeekorps auf, welchen die französische Polizei mir zuführte. Unser Zug stand zwar am äußersten Ende des weitläuftigen Güterbahnhofes; in der Nähe ging aber ein öffentlicher Viadukt über die tief eingeschnittene Bahn, und es ließ sich nicht vermeiden, die dort passirenden Leute zu Zeugen unserer emsigen, wenn auch geräuschlosen Thätigkeit zu machen. Leider sah sich dabei ein müßiger, stark betrunkener französischer Soldat veranlaßt, von jener Brücke aus auf die Bahn herabzusteigen und uns durch kindische Renommagen über die von ihm verübten Heldenthaten zu belästigen: er habe allein zehn Prussiens erschossen, der Orden der Ehrenlegion sei ihm sicher und dergleichen. Anfangs suchte ich ihn zu begütigen; es schmeichelte ihm auch, als ich ihm sagte: ich sähe, daß er „un brave“ sei. Aber der Mann wurde immer zudringlicher und störender. Ihn durch meine Leute gewaltsam entfernen zu lassen, durfte ich nicht wagen; französische militärische Hülfe zu requiriren, erschien mir nicht rathsam; solche war auch nicht in der Nähe, denn der Bahnhof war unbesetzt. So verfiel ich denn auf

ein Mittel, welches der Verein für ethische Kultur in Berlin wahrscheinlich nicht billigen würde, welches aber durch die Noth geboten war, gegen das Völkerrecht mir nicht zu verstoßen schien und wenigstens seine Wirkung nicht verfehlte. Ich ließ dem miles gloriosus nämlich ein großes Glas Cognac anbieten. Er trank es begierig aus, wurde aber gleich hinterher so wacklig auf den Beinen, daß ich ihn ohne Widerstand in einen benachbarten Graben konnte legen lassen, in welchem er unsere weitere Thätigkeit mit lautem Schnarchen und einzelnen Ausrufen, wie Prussiens, pilleurs, fusiller, vive la France und dergleichen begleitete.

Auf diesen schließlich zu unserer Erheiterung dienenden Zwischenfall folgte ein anderer von ernster Art. Zwei elegant gekleidete Herren stellten sich mir vor; ein älterer, welcher sich als Einwohner von Orléans bezeichnete, und ein jüngerer, sein Hausarzt. Sie hatten von der Ankunft eines deutschen Lazarethzuges gehört, und der Aeltere bat mich mit bewegten Worten, einen bayerischen Hauptmann, welcher bei dem ersten Angriff der Bayern auf die Stadt schwer verwundet in sein Haus getragen worden sei, in den Zug aufzunehmen. Dem Verwundeten sei der Oberschenkel amputirt; die Operationswunde sei in der Heilung begriffen, und er sei nach dem Urtheil des Arztes transportfähig, aber so geschwächt und reizbar, daß er der größten Sorgfalt und Pflege bedürfe. Mit Thränen in

den Augen rief der Herr: „Bringen Sie ihn in seine Heimath! Sorgen Sie für ihn auf das Beste! Geben Sie mir die Hand darauf! „C'est mon fils, Docteur, c'est mon fils!“ Nachdem ich ihn einigermaßen beruhigt und ihm wiederholt versichert hatte, daß selbstverständlich einem schwerverwundeten deutschen Offizier jede auf dem Zuge mögliche Pflege zu Theil werden solle, verließ er mich sammt dem Arzte mit der Erklärung, den Verwundeten Abends mir zuführen zu wollen.

Mit dem Bahnhofs-Vorsteher kam ich dann überein, daß der Zug anderen Morgens nach Corbeil abgelassen werden solle, und den Maire von Etampes ersuchte ich telegraphisch, dafür zu sorgen, daß die dortigen transportfähigen deutschen Kranken sich Mittags auf dem Bahnhofe befänden.

Unter diesen mannigfachen und recht aufreibenden Geschäften war die Dämmerung hereingebrochen. Ich durchwanderte den ganzen Zug, um mich zu überzeugen, daß Alles zur Aufnahme der Kranken bereit und wohlgeordnet sei, ließ unsere 50 Laternen anzünden und sandte dann den Assistenzarzt L. mit der Liste der zum Transport bestimmten Kranken und mit sämmtlichen Mannschaften, meinen Diener ausgenommen, sowie mit den erforderlichen Tragbahren in das Hôtel Dieu. Dem Assistenzarzt gab ich den Auftrag, den Transport der Kranken aus dem Hôtel Dieu zu leiten und erst mit den letzten Kranken zurückzukehren.

Die Mannschaften hieß ich in einzelnen Gruppen gehen und jedes laute Reden vermeiden. Nachdem Alle still abmarschirt waren, stellte ich, da der Bahnhof wegen Zerstörung der städtischen Gasleitung unbeleuchtet war, meinen Diener mit einer Laterne an die äußerste Grenze, und wanderte selbst, mit einer Laterne in der Hand, zwischen ihm und dem völlig leer stehenden aber hell erleuchteten langen Wagenzuge erwartungsvoll auf und ab. Auf dem Bahnhofe hörte man kein Geräusch; die Luft war weich und feucht, wie Abends zuvor; die Sterne waren sichtbar, verbreiteten aber in dem leichten Märznebel nur wenig Licht. Endlich langte der erste Transport der Getragenen an, welche wir rasch auf ihren neuen Lagerstellen unterbrachten; dann schickte ich die Mannschaften mit den leeren Tragbahren sofort zurück. Bald folgte ein mit Kranken besetzter Omnibus, auf dessen Bock neben dem Kutscher ein Sergeant de ville saß, und der zum Hôtel Dieu zurückfuhr, nachdem wir die Insassen aufgenommen hatten. Es folgte wieder ein Transport von Getragenen, dann ein zweiter Omnibus und so ging es fort, bis wir alle zur Aufnahme bestimmte 76 Kranke und Verwundete ohne Unfall in unseren Wagen gelagert hatten. Unter ihnen befand sich Lieutenant v. B. mit einem alten Fußgelenkschuß, Caries, profuser Eiterung und hektischem Fieber. 8 Rekonvalescenten von Pocken legte ich zusammen in einen Wagen, da

sie vor der Entlassung nicht gebadet worden, ihre Kleidungsstücke mir verdächtig waren, und manche von ihnen noch Pockenschorfe trugen. In einem anderen Wagen wurden 3 Kranke mit verdächtigen Bindehautentzündungen isolirt (ihnen bekam die Reise in milder staubfreier Luft bei lauwarmen Umschlägen vortrefflich). Mit dem letzten Transport kam Assistenzarzt L. zurück, welcher auch bei dieser Gelegenheit Umsicht, Zuverlässigkeit und Diensteifer in gewohnter Weise bethätigt hatte. Zugleich fand sich zu meiner Ueberraschung ein deutsch redender Vikar des Bischofs von Orléans ein, welcher sich als geborener Rheinpreuße vorstellte mit der Erklärung, daß er den Transport überwacht und begleitet habe, um denselben vor Insulten auf der Straße zu schützen. In dieser Beziehung war seine Anwesenheit wie die des Sergeant de ville nach Meldung meiner Mannschaften sehr nützlich gewesen, denn an Schimpfreden hatte es unterwegs nicht gefehlt. Natürlich dankte ich dem geistlichen Herrn, welcher auch so freundlich war, mir einige Nummern der „Kölnischen Zeitung“ zu schenken, lebhaft für seinen Beistand. Der ernste und schweigsame Sergeant de ville, welchem ich beim Abschiede gleichfalls dankte, wies ein Fünffrankenstück, welches ich ihm verehren wollte, ebenso zurück wie einige Tage zuvor der Schaffner auf der Eisenbahnfahrt von Etampes nach Orléans.

Während wir noch mit der Lagerung der Kranken beschäftigt waren, langte ein mit Laternen beleuchteter Wagen an, aus welchem der Herr und der Arzt, welche mich Vormittags besucht hatten, mit Hülfe einer barmherzigen Schwester und zweier Diener mit großer Vorsicht den angemeldeten amputirten Offizier heraushoben. Ich ließ letzteren in den für Offiziere bestimmten Wagen bringen, welcher unmittelbar an den meinigen stieß. Wir legten ihn auf den besten Platz in eine der oberen Hängebahren, den im oberen Drittel amputirten Oberschenkel natürlich nach innen. Dann wohnte ich mit dem Assistenzarzt L. auf dringenden Wunsch des menschenfreundlichen Franzosen dem von dem Arzte und der barmherzigen Schwester, einem jungen Mädchen mit einem edelen Madonnengesicht, vorgenommenen Wechsel des Verbandes bei, um denselben, wie dringend gewünscht wurde, künftig gerade so wie bisher vornehmen zu können. Die Amputationswunde war übrigens in normaler Heilung begriffen. Man gab mir noch kleine Erfrischungsmittel und, obwohl ich deren nicht benöthigt war, auch Verbandgegenstände für den Verwundeten mit; dann folgte eine herzzerreißende Abschiedscene. Nachdem der sehr aufgeregte französische Herr mich wiederholt um die größte Fürsorge gebeten hatte, umarmte er den Offizier mit Thränen in den Augen und mit dem Rufe: „mon fils, mon fils!“ Letzterer lag bleich und ruhig da,

war aber tief bewegt. Ich werde niemals die Wärme des Tones vergessen, in welchem er seinem französischen Beschützer mit leisen Worten dankte, und der barmherzigen Schwester, als er ihr zum Abschiede die Hand drückte, die Worte zuflüsterte: „merci, ma sœur, ma sœur!“ Wodurch das innige Verhältniß zwischen dem Verwundeten und seinen französischen Freunden herbeigeführt worden war, ist mir unbekannt geblieben. Ich beeilte mich, dem schmerzlichen Auftritt im allgemeinen Interesse ein Ende zu machen, indem ich den Begleitern des Offiziers durch meinen Diener ein paar Gläser vorzüglichen Bieres anbieten ließ, welches ich aus Bayern mitgebracht hatte, und welches auf dem Kriegsschauplatze eine Seltenheit war. Es fiel mir auf, daß einer der Diener, welcher eine blaue Blouse nach Art der französischen Arbeiter trug, sofort eine ganze Flasche in einem Zuge austrank. Als ich tief ergriffen, also mit ganz undienstlichen Empfindungen, den französischen Herrn und die Seinigen zum Wagen hinausbegleitet hatte, blieb jener Diener mit der blauen Blouse im Wagen zurück. Als ich ihn auf französisch darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei, den Wagen zu verlassen, war ich nicht wenig erstaunt, auf deutsch die Antwort zu erhalten: „Aber, Herr Stabsarzt, ich bin ja vom 11. bayerischen Infanterie-Regiment und der Diener des Herrn Hauptmanns“. Der brave Soldat hatte, wie ich erfuhr, bei seinem

Herrn seit dessen Verwundung treu ausgeharrt, und war auch, als unsere Truppen Orléans zeitweilig geräumt hatten, unter Ablegung seiner Uniform bei ihm geblieben. Da ich noch Platz genug zur Verfügung hatte, ließ ich ihm in der Nähe seines Herrn eine Lagerstelle anweisen und zu seiner großen Genugthuung noch ein Glas Bier einschänken. Er zog dann seine bayerische Uniform an, und ist im weiteren Verlaufe der Fahrt, da die Bedienung seines Herrn ihm genug freie Zeit ließ, von mir als Ordonnanz benutzt worden.

Nachdem endlich Ruhe auf dem Zuge eingetreten war, überzeugte ich mich, mit Dr. L. von einem Wagen zum andern gehend, daß für jeden Kranken nach Möglichkeit gesorgt war, und ertheilte den Wärtern die nöthigen Weisungen. Mitternacht war lange vorüber, als wir uns übermüdet zu kurzer Ruhe auf unsere Plüschdivans streckten.

Beim Erwachen am anderen Morgen erblickte ich aus dem Fenster unseres Schlafgemachs zu meiner Ueberraschung einige preußische Trainsoldaten, welche an einem in der Nähe stehenden Brunnen in großer Gemüthsruhe Pferde tränkten und putzten. Wie ich ermittelte, gehörten sie einem von Vendome nach Corbeil verladenen Feldlazareth des 3. Armeekorps an. In der Nacht war bei der Durchfahrt durch den Bahnhof von Orléans die Lokomotive aus unbekannten Gründen mit dem vorderen Theil der Wagen, in welchem sich die

Sanitäts-Offiziere befanden, weiter gefahren, und hatte die hinteren 10 Wagen mit den Mannschaften und Pferden auf den Schienen stehen lassen. Ich beschloß, mich der führerlosen Leute anzunehmen, versorgte sie mit etwas Proviant, und der Chef de gare versprach, ihre Wagen den meinigen vorzuspannen.

Nach beendeter Krankeninspektion mit Verbandwechsel und nach Frühstücksvertheilung fuhren wir gegen Mittag ab. Es war Sonntag. Die erquickende weiche Frühlingsluft machte das Heizen der Oefen überflüssig. Eine preußische und eine Fahne mit dem rothen Kreuz wehten neben einander von dem vordersten Feldlazareth-Wagen in der sonnigen Morgenluft. Der von mir und dem Assistenzarzt bewohnte Wagen war der letzte des langen Zuges. Mittags hatten wir den großen Wald von Orléans passirt und näherten uns der Station Etampes. Mein am Morgen abgesandtes Telegramm schien seinen Zweck erreicht zu haben, denn auf dem Bahnsteige saßen oder lagen auf Bänken mehrere Leute in preußischen Mänteln und stand eine Tragbahre, von Trägern umgeben. Leider war auch die Neugierde des Publikums erregt worden, denn auf den Höhen des Einschnitts, durch welchen die Bahn kurz vor dem Bahnhofe verläuft, hatte eine Menge sonntäglich gekleideter Männer, Frauen und Kinder sich angesammelt, welche offenbar auf unseren Zug gewartet hatten

und denselben mit Johlen und Schreien sowie mit dem Rufe „Vive la France, à bas la Prusse“ begrüßten. Ich kümmerte mich hierum wenig, beeilte mich aber, als der Zug hielt, die auf uns wartenden Kranken in unsere Wagen aufzunehmen. Große Schwierigkeiten verursachte uns hierbei die Tragbahre, auf welcher ein Stabsarzt vom 9. Armeekorps mit einem Gypsverbande am Beine lag; er hatte sich das Knie durch Sturz mit dem Pferde schwer beschädigt. Wir konnten ihn nicht füglich von der Bahre abheben und mit den Händen durch den engen Zwischenraum zwischen zwei Wagen hindurch auf eine Lagerstelle im Innern tragen, ohne ihm Schmerzen zu bereiten. Die Bahre aber, auf welcher er lag, war länger und breiter als unsere Hängebahren. Nichtsdestoweniger versuchten wir, den Verletzten auf derselben in das Innere des Offizierwagens emporzuheben. Während wir hiermit von einem neben unserem Zuge laufenden Bahngleise aus noch beschäftigt waren, näherte sich unerwartet auf letzterem ein anderer von Orléans kommender Bahnzug so schnell, daß wir schleunigst von unseren Bemühungen abstehen mußten und kaum noch Zeit hatten, den Verletzten auf den Bahnsteig zu retten. Eben war dies gelungen, als unser Zug sich in Bewegung setzte. Mir gelang es noch, auf ein Trittbrett desselben zu springen, aber außer einem Lazarethgehülfen und dem Burschen des Stabsarztes blieben zwei meiner Leute

mit der Bahre und dem auf derselben gelagerten Kameraden auf dem Bahnsteige zurück. Die versammelte Volksmenge begrüßte unser mißlungenes Manöver mit schadenfrohem Geheule und Hohngelächter. Indessen bewegte sich unser Zug nur langsam vorwärts; der nach uns angelangte Zug fuhr nach einiger Zeit auf einem Parallelgleise an uns vorbei, und ich erblickte zu meiner Freude die zurückgebliebenen Leute in einem geöffneten Gepäckwagen neben der Bahre des Stabsarztes stehend und ihre Mützen schwenkend. Es war ihnen, wie sich nachher ergab, gelungen, die Bahre mit dem Verletzten rasch durch die weitgeöffnete seitliche Schiebethür zu heben. Auf der nächsten Station Etrechy hatten wir Zeit, die Umlagerung des Verletzten auf eine Hängebahre des Offizierwagens in Ruhe vorzunehmen. Zugleich meldete sich ein Husar bei mir, welcher sich kurz zuvor die Vorderglieder zweier Finger der linken Hand beim Häckselschneiden abgeschnitten hatte. Kaum hatte ich ihn verbunden, und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt, als mir aus dem vordersten Wagen gemeldet wurde, soeben sei in demselben von mehreren Personen in Begleitung eines fremden Unterarztes eine Tragbahre mit einem pockenkranken Divisions-Prediger niedergesetzt worden. Mein Unwille sowohl über die Eigenmächtigkeit und Rücksichtslosigkeit der betheiligten Personen als über die Schlaffheit meiner in den vordersten Wagen dienstthuenden

Leute war groß. Letztere entschuldigten sich damit, daß man ihnen beim Hineintragen des Kranken die Art seiner Krankheit verschwiegen habe. Der von mir zur Rede gestellte Unterarzt führte andererseits an, daß er seitens des ihm vorgesetzten Oberstabsarztes beauftragt worden wäre, den Prediger in seine Obhut zu nehmen, daß ferner die Zeit zu kurz gewesen sei, um meine Erlaubniß zu seiner Aufnahme in den Zug einzuholen, von dessen Durchfahrt er vernommen habe, und daß ihm die Bestimmung unbekannt gewesen sei, nach welcher Pockenkranke nicht mit Lazarethzügen befördert werden sollen. Es liegt auf der Hand, daß die Mitführung eines Pockenkranken in einem Lazarethzuge für die übrigen Kranken gefährlich und grundsätzlich unzulässig ist. Und nun hatte ich doch einen Pockenkranken auf dem Zuge! Aber was thun? Nachdem er einmal da war, konnte ich ihn nicht füglich auf der nächsten Station wieder aussetzen und einem voraussichtlich übeln Schicksale unter einer feindlich gesinnten Bevölkerung überlassen. Glücklicherweise hatte ich noch Platz zur Verfügung. Ich ließ daher den Prediger in den von ihm mitgebrachten Wolldecken in dem vordersten Wagen, welcher kein Durchgangswagen war und aus welchem ich alle überflüssigen Matratzen und Decken entfernen ließ, unter der Pflege eines revaccinirten Wärters, und hieß letzteren die Fenster offen halten sowie jeden unnöthigen

Besuch zurückweisen. In Corbeil, welches wir bald erreichen mußten, oder in Lagny, wo wir nach meiner Rechnung über Paris anderen Vormittags eintreffen mußten, dachte ich den lästigen Kranken mit einer Anzahl anderer Kranker wieder los zu werden. Wir gelangten aber erst spät Abends nach Corbeil, wo wir über Nacht liegen blieben, und als ich am anderen Morgen zu dem französischen Bahnhofs-Vorsteher ging, um mich mit ihm über die Weiterführung des Zuges nach und durch Paris zu verständigen, theilte mir derselbe in großer Aufregung mit, er habe ein Telegramm aus Paris mit der Nachricht von einer dort ausgebrochenen Revolution erhalten; die Revolutionäre hätten die Kommune proklamirt, die Generale Clément und Thomas seien von ihnen standrechtlich erschossen, eine Anzahl öffentlicher Gebäude stehe in Flammen, und der Eisenbahnverkehr mit Paris sei eingestellt.

Mich kümmerte das Schicksal von Paris wenig. Wenn die Franzosen es für zweckmäßig und schicklich hielten, unter den Wällen der von unseren Truppen besetzten Forts sich gegenseitig umzubringen, was ging es mich an? Nur unter dem Gesichtspunkte der Erfüllung dem mir gestellten dienstlichen Aufgaben war der Kommune-Aufstand von schwerwiegender Bedeutung und zog einen argen Strich durch meine Rechnung. Denn die mir vorgeschriebene Rückzugslinie über Paris nach

Lagny und Epernay war versperrt, und mir blieb nur der von den Truppen des Prinzen Friedrich Karl benutzte, erst nach Südost, dann nach Nordwest führende große Umweg auf der Eisenbahnstrecke Corbeil, Châtillon, Chaumont, um endlich auf die Ostbahn und nach Nancy zu gelangen. Der Chef de gare versprach denn auch, uns auf diesem Wege zu befördern, und übergab mir eine Fahrkarte für den Zug bis Chatillon a. d. Seine, dem Endpunkte der Mittelmeerbahn-Gesellschaft. Er stellte aber die Bedingung, daß ich spätestens um 2 Uhr Nachmittags abfahren müsse, da der Zug seine Gleise versperre, welche er bis dahin für andere, bereits angekündigte Militärzüge frei machen müsse. Hiergegen konnte ich nichts einwenden, beschloß jedoch, die mir zur Verfügung stehende Zeit zu benutzen, um womöglich die schon in Orléans beabsichtigte Abgabe einer Anzahl Kranker, besonders aber des Pockenkranken, an ein deutsches Lazareth in Corbeil zu bewirken. Zunächst ließ ich die Feldlazareth-Wagen abhängen und übergab sie dem Chefarzte, welchen ich mit der vorderen Hälfte seiner Wagen noch auf der Station antraf, und welcher sehr erfreut war, den abhanden gekommenen Theil seines Personals und Materials wieder in Empfang nehmen zu können. Dann ging ich von dem am linken Ufer gelegenen Bahnhofe über die Seine-Brücke in die Stadt. Da die Aussicht auf Verproviantirung des Zuges in Epernay

leider weggefallen war, nahm ich den Verwalter und ein Paar meiner Leute behufs freihändigen Ankaufs einiger Vorräthe aus der seitens des Kriegsministeriums mir zur Verfügung gestellten kleinen Geldsumme mit. Zu meiner Freude erblickte ich am anderen Ende der Brücke eine bayerische Schildwache, von welcher ich erfuhr, daß sich in der Stadt eine bayerische Besatzung und ein bayerisches Lazareth befände. Wir kauften dann auf dem Markte eine Anzahl Brote. Ich hatte jedoch nach Beendigung des Krieges von diesem Ankauf manchen Verdruß, denn die die Rechnungen revidirende Intendantur forderte einen Belag für das zu jenem Zweck ausgegebene Geld, welchen ich nicht besaß, da ich mich mit der Frau, welche die Brote verkaufte, über Ausstellung einer Quittung nicht verständigen konnte, und die Zeit drängte. Der bayerische Chefarzt theilte mir mit, daß sein Lazareth bereits in der Auflösung begriffen sei; unter den obwaltenden Umständen wolle er aber, meinem Wunsche entsprechend, vorläufig in Corbeil bleiben und die betreffenden Kranken durch seine Leute mit Tragbahren abholen lassen. Sehr erfreut über dies Entgegenkommen, bat ich ihn, die Abholung sofort zu bewirken, da ich spätestens um 2 Uhr abfahren müsse. Leider hatte ich mit einem zwar sonst vortrefflichen aber etwas umständlichen älteren Herrn zu thun, welcher mich mit medizinischen Erzählungen unterhielt, während

mir, so geduldig ich auch zuhörte, das Feuer unter den Nägeln brannte. Er meinte, es sei ja erst 9 Uhr und da sei zum Abholen der Kranken noch Zeit genug; er wolle erst mit mir auf den Bahnhof gehen, die Kranken gemeinschaftlich mit mir aussuchen und die Einrichtungen eines Lazarethzuges kennen lernen, da er noch keinen solchen gesehen habe. Ich hielt jenen gemeinschaftlichen Besuch zwar nicht für nöthig und jede Zögerung für gefährlich, konnte mich aber seinem Verlangen nicht füglich entziehen. So gelangten wir denn zusammen zu dem von der Stadt ziemlich weit entfernten Bahnhofe und gingen unter eingehenden Erörterungen über jeden einzelnen Kranken von einer Hängebahre zur anderen. Den pockenkranken Prediger mir abzunehmen, lehnte er ab, da er ihm kein angemessenes Unterkommen geben könne; für solche Kranke sei nur das städtische Pockenlazareth vorhanden, in welchem bayerische Soldaten mit Franzosen aus den untersten Klassen zusammenlägen. Dagegen wolle er 12 von uns gemeinschaftlich ausgesuchte Kranke sofort, jedenfalls aber vor der auf 2 Uhr festgesetzten Abgangszeit des Zuges abholen lassen. Nachdem mein bayerischer Kamerad mich endlich verlassen hatte, ließ ich das Mittagessen vertheilen und wartete. Das Wetter war so schön, daß ich sämmtliche Wagenthüren hatte öffnen lassen, und ich, da der Zug auf einem in gerader Linie verlaufenden Gleise stand, beinahe

durch sämmtliche Wagen hindurchblicken konnte. Auf dem Bahnhofe war es still; nur eine einzige Person wandelte auf und ab; es war dies, wie ich ermittelte, der bisherige preußische Bahnhofs-Vorsteher, welcher seine Geschäfte an einen französischen Kollegen abgegeben hatte und vorläufig unbeschäftigt war. Eine Viertelstunde verrann nach der anderen; vergeblich schickte ich einzelne meiner Leute an die Seine-Brücke zum Rekognosziren; von den sehnlichst erwarteten bayerischen Soldaten war nichts zu sehen. Ich versuchte nunmehr, den französischen Chef de gare zu bestimmen, den Abgang meines Zuges hinauszuschieben. Er war sehr höflich, erklärte aber wiederholt, mit Rücksicht auf den Bahnbetrieb 2 Uhr für die letzte zulässige Abgangsfrist; er könne und dürfe nicht um meines Zuges willen andere Militärzüge auf rückwärtigen Stationen zurückhalten lassen. Ich dachte nunmehr daran, die zur Auslieferung bestimmten 12 Kranken auf dem Bahnhofe zurückzulassen, auf welchem sich ein besonderes, mit Matratzen versehenes Lokal und ein bayerischer Sanitäts-Soldat zur Aufsicht befand. Allein letzterer weigerte sich, die Kranken in Empfang zu nehmen, weil er keinen Befehl dazu habe. Auch der frühere preußische Bahnhofs-Vorsteher, welchen ich mit eindringlichen Worten bat, jene Aufsicht bis zur nahen Ankunft der Bayern aus der Stadt zu übernehmen, wies dies Ansinnen — und zwar sehr schroff — zurück. Mittlerweile war

es 2 Uhr geworden; die Maschine dampfte vor unserem Zuge, die versprochene Hülfe war nicht erschienen, der Chef de gare drängte zur Abfahrt, und so rollten wir in der Richtung auf Montargis davon.

Ich war sehr verdrießlich über die Kommune, über den Fehlschlag meiner Berechnungen und über die unnütz in Corbeil zugebrachte Zeit. Einige Wochen später hörte ich in Berlin erzählen, daß mein bayerischer Kamerad nach unserer Abfahrt sich doch mit seinen Leuten auf dem Bahnhofe eingefunden habe, sehr ungehalten über unser Verschwinden gewesen sei und sich höheren Orts über mich beschwert habe. Dienstlich ist mir jedoch nichts hierüber bekannt geworden.

Wir passirten Montargis, Beaune la Rolande, Nemours, Sens, Tonnerre, und lagen, da die Bahn vor uns durch andere Militärzüge versperrt war, die Nacht und bis gegen Mittag des 22. bei Nuits. Ich war aber durch den Dienst so in Anspruch genommen, daß ich nur flüchtige Blicke auf diese malerischen Ortschaften werfen konnte. Glücklicherweise ging es unseren Kranken gut, mit Ausnahme von zwei sehr schwachen Typhus-Rekonvaleszenten, welche ich nur auf ihre dringende Bitte mitgenommen hatte. Wir widmeten ihnen die größtmögliche Fürsorge, aber die Aussicht, sie am Leben zu erhalten, war offenbar sehr gering. Der Zustand des Lieutenants v. B. war unverändert. Er

war der Sohn eines verstorbenen hohen Generals und, ehe er zu einem Linien-Regiment versetzt wurde, Garde-Offizier gewesen. Die rechtzeitige Amputation seines Beines hatte er in Orléans verweigert; jetzt wußte er schon lange, daß er dem Tode unrettbar verfallen war. Da hinlänglicher Raum zur Verfügung stand, und ich meine Kranken weitläuftig unterbringen konnte, hatte ich ihm und seinem treuen Burschen, der Tag und Nacht mit seiner Pflege beschäftigt war, einen besonderen Wagen eingeräumt, was auch durch den üblen Geruch seiner Wunde und durch die Rücksicht auf die übrigen Verwundeten geboten war. Er sprach wenig, las viel, rauchte Cigarretten, genoß etwas Fleischbrühe sowie ein wenig Cognac, nahm etwas Chinin und sah seinem sicheren Ende mit stoischer Ruhe entgegen (einige Wochen später ist er im Reserve-Lazareth zu A., an welches ich ihn abgeliefert hatte, verstorben). Auf die meisten übrigen Kranken übten die Aussicht, in die Heimath zu gelangen, und die erquickende reine Frühlingsluft augenscheinlich einen sehr günstigen Einfluß. Ich hatte die Freude, wenn ich durch die Wagen ging, auf meine Fragen fast immer zufriedene Antworten zu erhalten. In Malesherbes nahm ich einen fußkranken Offizier nebst Burschen auf, in Montargis 35 Mann vom 3. Armeekorps, welche mit einem Ober-Lazarethgehülfen dort zurückgelassen worden waren, in Tonnerre 8 kranke

Bayern, in Nuits und Lachapelle 5 Mann. Hierdurch konnte ich mich den ostwärts marschirenden Truppen nützlich machen. Auch gestattete ich einem Assistenzarzte der Reserve mit einem alttestamentarischen Namen und einem Lieutenant, welche in ihre Heimath nach Schlesien beurlaubt waren, gern die Mitfahrt. Erst Abends nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir Chatillon an der oberen Seine. Hier sollten wir nach ausdrücklicher Erklärung des Chef de gare die Nacht über liegen bleiben; hier war ein preußischer Kommandant, eine Besatzung und ein Lazareth. Auf dem Bahnhofe lagen mehrere Militärzüge neben oder hinter einander; es wimmelte von Soldaten. Da ich dort keinen Etappen-Offizier antraf, war ich genöthigt, zur Kommandantur in die ziemlich entfernte Stadt zu gehen, einerseits um mich vorschriftsmäßig zu melden und mir für die in Chatillon abgelaufene Fahrkarte eine neue bis Nancy zu beschaffen, andererseits um den Chefarzt des Lazareths ausfindig zu machen und um Abnahme der beiden schwachen Typhuskranken, des pockenkranken Predigers und einiger anderer Kranker zu ersuchen. Nicht ohne Schwierigkeit gelangte ich durch unbeleuchtete Straßen sowie durch zahlreiche Posten und Patrouillen, welche die mir unbekannte Tages-Parole von mir verlangten, ans Ziel. Ich erhielt eine neue Fahrkarte, aber der Ober-Stabsarzt, welchen ich mit Mühe aufgefunden hatte, lehnte es

ab, mir Kranke abzunehmen, weil sein Lazareth zur Auflösung bestimmt und binnen drei Tagen von Kranken entleert werden solle. Er verwies mich auf Chaumont und den dort sich aufhaltenden Feldlazareth-Direktor. An letzteren telegraphirte ich auf der Kommandantur sofort die anderen Tags bevorstehende Durchfahrt meines Zuges und das Gesuch, mir einige zum Weitertransport nicht geeignete Kranke abzunehmen. Der Ober-Stabsarzt, welcher mir im Uebrigen mit großer Freundlichkeit entgegenkam, ließ es sich nicht nehmen, mich zum Bahnhofe zurückzubegleiten, und bestand darauf, mir sein an unserem Wege liegendes Lazareth und einige in demselben befindliche bemerkenswerthe Verwundungen zu zeigen. Das Lazareth war in vorzüglichem Zustande. Als ich aber nach dieser Besichtigung, an welcher ich nur widerstrebend Theil nahm, wieder an den Bahnhof gelangte, wer beschreibt meinen Schreck — mein Zug war verschwunden, wie einige Tage vorher in Etampes! Nach den Mittheilungen des Bahnhofs-Vorstehers war der unterwegs als Passagier aufgenommene Assistenzarzt von solchem Drange, zu seiner Familie zurückzukehren, beseelt gewesen, daß er die ihm gewährte Gastfreundschaft gemißbraucht und in meiner Abwesenheit ohne mein Wissen den Bahnhofs-Vorsteher bestürmt hatte, den Zug abgehen zu lassen. Der Bahnhofs-Vorsteher hatte in dem Glauben, daß der betreffende Sanitäts-Offizier Führer des

Zuges sei, seinem Drängen nachgegeben. Ich war über diese Einmischung in meine dienstlichen Befugnisse empört. Ein Adjutant des Etappen-Kommandanten bemühte sich in liebenswürdiger Weise, mich zu beruhigen, und vertröstete mich auf die telegraphisch gemeldete nahe bevorstehende Durchfahrt eines bayerischen Sanitätszuges, mit welchem ich meinem Zuge nachfahren könne. Lange wandelten wir in der milden Märznacht beim Sternenscheine in ernstem Gespräche auf dem Bahnsteige auf und ab. Endlich langte der bayerische Zug an, und der Führer, ein Offizier, gewährte mir freundliches Unterkommen in seinem Wagenabtheil bis Chaumont, wo wir mit Tagesanbruch ankamen. Auch die Hoffnung, meinen Zug hier noch anzutreffen, erwies sich als vergeblich. Er hatte Chaumont bereits vor 2 Stunden verlassen, doch hatte Assistenzarzt L., wie ich erfuhr, wenigstens den pockenkranken Prediger sammt dem ihn begleitenden Unterarzt dort abgesetzt. Glücklicherweise konnte ich in Chaumont einen aus wenigen Wagen bestehenden Sonderzug benutzen, welcher hohe Eisenbahnbeamte nach Straßburg bringen sollte, und endlich Mittags in Blêsmes meinen eigenen Zug wieder erreichen. Leider war es mir nicht mehr möglich, den Assistenzarzt, welcher mich und meine Kranken in solche Ungelegenheiten gebracht hatte, zur Rede zu stellen. Er war in Blêsmes bereits in einen gerade nach Straßburg fahrenden Schnellzug umgestiegen. Ich

sah ihn beim Vorüberfahren des letzteren an einem Fenster sitzen, und es waren nicht Blicke der Liebe, mit welchen ich ihn in die Arme seiner Gattin begleitete. Auch die Freude, wieder unter meinen Pflegebefohlenen zu sein, war nicht ungetrübt. Der Koch hatte sich unterwegs betrunken, und warum? aus Verzweifelung darüber, daß er Ungeziefer in seiner Leibwäsche entdeckt hatte! Ein sonderbarer Kausal-Zusammenhang! In jenem Zustande hatte er, wie ich erfuhr, auf einer der letzten Stationen sich respektwidrig gegen einen Offizier betragen. Der Verhaftung war er durch die Abfahrt des Zuges entgangen; er wurde aber telegraphisch verfolgt. Nur durch den Hinweis auf die Verlegenheit, in welche ich ohne den Koch in Bezug auf die Verpflegung der Kranken bei der Weiterfahrt gerathen würde, konnte ich den Etappen-Kommandanten in Blêsmes bestimmen, ihn einstweilen frei zu lassen. In Nancy endlich gelang es mir, einige Kranke, für welche ein weiterer Transport bedenklich schien, und die Leichen zweier Typhus-Rekonvaleszenten, welche an Erschöpfung gestorben waren, an ein Lazareth abzugeben. Man zeigte sich dort über diese Abgabe wenig erfreut. Jene Todesfälle waren die einzigen, welche sich unter weit über 1000 Verwundeten und Kranken, die ich im Laufe des Winters nach und nach aus Frankreich nach Deutschland transportirt habe, während der Fahrt ereignet haben. Was meinen

Schmerz über diese Verluste einigermaßen beruhigte, war die Ueberzeugung, daß die armen Leute wohl während der Fahrt, aber nicht in Folge der Fahrt gestorben waren.

Von Nancy ab begann unter den zahlreichen nach Deutschland fahrenden Militärzügen eine Art Wettfahren; alles drängte nach schweren Kämpfen und Mühsalen der Heimath zu. Ein Zug mit einem westfälischen Landwehr-Bataillon, ein Zug mit Pferden und älteren Mannschaften des Blücher-schen Husaren-Regiments und unser Lazarethzug wurden ziemlich dicht hinter einander langsam von einer Station zur anderen vorgeschoben, und mußten dann neben einander warten, bis die folgende Station von anderen Militärzügen frei geworden war. Dann fuhr bald der eine, bald der andere jener drei Züge zuerst ab, und die Mannschaft des zuerst abfahrenden pflegte beim Vorbeifahren die Mannschaften der zurückbleibenden Züge mit trium-phirendem Mützenschwenken und Hurrahrufen zu begrüßen. Unter Hinweis auf eine Verfügung des Kriegsministeriums, nach welcher beladene Lazareth-züge in der Regel anderen Militärzügen vorge-zogen werden sollen, gelang es mir schließlich, mich dauernd an die tête zu setzen. Von dem Land-wehr-Bataillon nahm ich auf Wunsch des Kom-mandeurs eine Anzahl Kranker mit; 12 andere entnahm ich gemäß einer mir in Zabern zugestellten telegraphischen Verfügung der Weißenburger Eva-

kuations-Kommission in der folgenden Nacht einem Kriegs-Lazareth in Hagenau. Am 25. Morgens erreichten wir endlich Weißenburg. Meine Erwartung, die Evakuations-Kommission daselbst werde mir in Berücksichtigung der zurückgelegten langen Reise und der Erschöpfung des Pflegepersonals eine nahe gelegene deutsche Stadt zur Abgabe meiner Kranken anweisen, ging nicht in Erfüllung. Die Kommission berief sich auf eine Verfügung des Kriegsministeriums, nach welcher die durch Lazarethzüge heimgeführten Kranken innerhalb oder doch in der Nähe derjenigen Armeekorps-Bezirke ausgeladen werden sollten, welchen sie angehörten. Sie beauftragte mich daher, 11 Bayern und 2 Hessen in Darmstadt, 39 Mann vom 1., 2., 5., 6. und 8. Armeekorps in Frankfurt, 13 Westfalen in Kassel, 95 Hannoveraner in Lüneburg und 59 Schleswig-Holsteiner in Altona abzusetzen. Einige dem Zuge in St. Dizier angehängte Personenwagen mit Landwehr-Kürassieren und Leichtkranken ließ ich in Weißenburg zurück, desgleichen den amputirten bayerischen Hauptmann, welcher die Reise gut überstanden hatte und welchen ich einem nach München fahrenden bayerischen Lazarethzuge übergab. Er war zu meiner Freude mit seiner Verpflegung und Behandlung auf unserem Zuge sehr zufrieden. Bei schönem Wetter fuhren wir, von der Bevölkerung der Pfalz und längs der Bergstraße jubelnd begrüßt und gelegentlich be-

wirthet, rasch bis Darmstadt und dann bis Frankfurt. An beiden Orten setzte ich die dazu bestimmten Kranken ab, deren sich die dortigen Etappen-Kommandanten und Hülfsvereine sogleich mit Eifer und Sorgfalt annahmen. Anders in Kassel, wo wir am Sonntag früh anlangten. Ungeachtet der Abends zuvor von Frankfurt abgesandten telegraphischen Anmeldung des Zuges fand ich nichts zur Empfangnahme der 13 Kranken vorbereitet, welche ich dort abliefern sollte. Nur der Schreiber der Etappen-Kommandantur war anwesend. Erst auf mein dringendes Verlangen ward ein Unterarzt herbeigeholt, welchem ich außer 12 leicht Erkrankten einen erst hinter Nancy aufgenommenen, in der Nacht unerwartet schwer erkrankten und Morgens in einem soporösen Zustande in seiner Tragbahre gefundenen Landwehrmann übergab. Wir trugen ihn auf eine der wenig sauberen Matratzen, welche in einem ungeheizten, staubigen Bahnhofssaal zur Verfügung standen, bedeckten ihn mit zwei unserer Wolldecken, gaben ihm einen Löffel Ricinusöl aus unserem Arzneikasten, machten ihm kalte Umschläge um den Kopf, und ich trug dem unerfahrenen Unterarzte auf, sofort einen älteren Militärarzt herbeirufen zu lassen. Dann ging es rasch weiter. In Münden und Northeim wurden den Kranken von patriotischen Vereinen, in Celle von einer Anzahl Offizierdamen in freundlicher Weise Erfrischungen und Cigarren gereicht, und in Lüne-

burg half die freiwillige Feuerwehr eifrig beim Ausladen der 95 Mann, welche ich dort absetzte. Nachdem wir in der Nacht die Elbe bei Hohnsdorf auf Dampffähren passirt hatten, wobei die Wagen des Zuges von einander getrennt wurden, erreichten wir endlich am 27. März um 5 Uhr Morgens unser letztes Ziel, Altona. Hier wurde durch den mit zahlreichen Trägern bereits wartenden Lazareth-Inspektor der Rest der Kranken uns rasch abgenommen. Mein treuer Kamerad, Assistenzarzt L., unser Gehülfen- und Wärterpersonal und ich selbst waren durch die Anstrengungen der unter so vielen Fährlichkeiten zurückgelegten Reise so übermüdet, daß wir nicht mehr im Stande waren, mitzuhelfen. Mich hätte man in die Elbe werfen oder mir die Mündung eines geladenen Gewehrs an die Schläfe setzen können, ich hätte nicht den mindesten Widerstand geleistet. Wir waren von Merseburg ab 16 Tage und Nächte unterwegs gewesen, in welchen wir in keinem Bette geschlafen hatten, noch aus den Kleidern gekommen waren. Von dieser Zeit fielen 11 Tage auf die Reise mit Kranken und Verwundeten von Blois bis Altona. Es ist dies die längste Reise, welche ein Eisenbahn-Lazarethzug bisher gemacht hat. Die Füße waren mir von dem wochenlangen Stehen und Gehen in rollenden Wagen so geschwollen, daß es am folgenden Tage mehrerer kräftiger Landwehrmänner bedurfte, um durch lange fortgesetzte Extensionen

und Kontraextensionen mich meiner stets von Regen und Schnee durchnäßten Stiefel zu entledigen.

Der leere Zug wurde nach dem Bahnhofe Sternschanze an der Hamburg-Altonaer Verbindungsbahn zurückgeschoben und von uns wieder in Stand gesetzt. Ich erholte mich ziemlich rasch, nachdem ich eine Nacht in „Streit's Hotel" geschlafen und dort zu Mittag gespeist hatte. Nach einigen Tagen ward der Zug auf telegraphischen Befehl der Evakuations-Kommission in Weißenburg nach Berlin zurückgeführt. Hier erfolgte die Abrüstung desselben sowie die Entlassung des Personals, und ich kehrte in die Heimath zu meinen bürgerlichen Verhältnissen zurück. —

Am Abend meines Lebens sehe ich es als größten Gewinn und als bedeutsamsten Inhalt desselben an, daß es mir vergönnt gewesen ist, in großer, ruhmvoller Zeit dem deutschen Vaterlande, wenn auch in bescheidener Stellung, Kriegsdienste zu leisten und vielen wackeren Soldaten und Offizieren unter schwierigen Verhältnissen wirksamen, wenn auch oft unvollkommenen Beistand zu gewähren.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.

Kriegserinnerungen eines Sanitäts-Offiziers des Landwehr 1870 - 71

Berlin 1893